
Geschichtswissenschaft neben dem Historismus

**Herausgegeben von
Eckhardt Fuchs und Steffen Sammler**



Leipziger Universitätsverlag 1995

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. von Matthias Middell. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl. Früher Schriftenreihe

Jg. 5, H. 3. Geschichtswissenschaft neben dem Historismus.–1995

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus / hrsg. von Eckhardt Fuchs und Steffen Sammler. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 1995

(Comparativ; Jg. 5, H. 3)

ISBN 3-929031-75-2

NE: Fuchs, Eckhardt [Hrsg.]

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 1995

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung

Heft 3 (1995)

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus

Herausgegeben von Eckhardt Fuchs und Steffen Sammler

ISSN 0940 – 3566

ISBN 3-929031-75-2

Eckhardt Fuchs
Steffen Sammler Geschichtswissenschaft neben dem
Historismus. Eine interdisziplinäre und
internationale Perspektive 7

Aufsätze

Roger Chickering Der „Leipziger Positivismus“ 20

Matthias Waechter „Scientific History“ in den Verei-
nigten Staaten. Sozialer Evolutionismus
als Theoriemodell 32

Laurent Mucchielli Völker- und Rassenpsychologie, Region
und soziales Milieu. Wissenschaftliche
Probleme und disziplinärer Wettbewerb
um eine Theorie der Geschichte im
Umfeld von Henri Berr und der „Revue
de Synthèse“ (1890-1925) 50

Benedikt Stuchtey Die irische Historiographie im
19. Jahrhundert und Leckys
Geschichtskonzeption 83

Forum

Etienne François Die „Schätze“ der Stasi oder das
Trugbild der Archive 99

Hans-Heinrich Nolte Überforderung und Pathos. Zur poli-
tischen Kultur halbperipherer Länder 106

Mitteilungen und Berichte

- Henri Berr (1863-1954) und die intellektuelle Kultur seiner Zeit (*Steffen Sammler*) 124

Buchbesprechungen

- Residenzen – Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der Frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie, Sigmaringen 1992 (*Katharina Middell*) 127
- Patrick Joice, *Democratic Subjects. The Self and the Social in Nineteenth-Century England*, Cambridge 1994 (*Wolfgang Fach*) 129
- Joyce Appleby/Lynn Hunt/Margaret Jacob, *Telling the Truth about History*, New York/London 1994 (*Hans-Martin Moderow*) 131
- Lutz Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945-1980*, Stuttgart 1994 (*Matthias Middell*) 138
- Friedrich Balke, Eric Méchoulan, Benno Wagner (Hrsg.), *Zeit des Ereignisses – Ende der Geschichte?* München 1992 (*Steffen Sammler*) 141
- Stefan Breuer, *Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers*, Darmstadt 1994 (*Friedemann Scriba*) 144

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 149

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus: Eine interdisziplinäre und internationale Perspektive

I.

Das vorliegende Heft befaßt sich mit dem Prozeß der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung im 19. Jh. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Aspekten der Institutionalisierung von historischer Forschung und der interdisziplinären Kommunikation. Den allgemeinen Bezugspunkt der Analyse bildet der Historismus als dasjenige Wissenschaftsmodell, unter dem sich die Verwissenschaftlichung der akademischen Geschichtsschreibung an den deutschen Universitäten im 19. Jh. vollzog.

Der Historismus ist daher sowohl wissenschaftsgeschichtlich als Wissenschaftsepoche als auch wissenschaftstheoretisch hinsichtlich des Selbstverständnisses historischer Wissenschaft seit längerem auf vielfältiges Interesse gestoßen.¹ Besonders Jörn Rüsen kommt das Verdienst zu, mit der „disziplinären Matrix“ dem Prozeß der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung der deutschen Geschichtsschreibung im 19. Jh. ein theoretisches Modell zugrunde gelegt zu haben.² Über dessen strukturgegeschichtlichen Ansatz wird es möglich, eine theoriegeleitete Historiographiegeschichte zu konzipieren, die zugleich in Form einer systematisch formulierten Historik die Funktion einer Grundlagenreflexion in der Geschichtswissenschaft erfüllt.

Den zentralen Rahmen bildet dabei für Rüsen in Anlehnung an Thomas Kuhn der Verwissenschaftlichungsprozeß des historischen Denkens, der im späten 18. Jh. einsetzte. Verwissenschaftlichung wird dabei an einem Bündel kognitiver Faktoren gemessen, die in ihrer Gesamtheit von Orientierungsbedürfnissen für die Gegenwart, leitenden Hinsichten auf die Vergangenheit, Regeln der Forschung, Formen der Darstellung und Funktionen historischen Wissens diese „disziplinäre Matrix“ der Geschichtswissenschaft beschreiben. Als maßgebliches Prinzip gilt dabei die Methode. Die systematische Erklärung und diskursive Begründung dieser fünf Faktoren lassen das historische Denken als einen Prozeß der Paradigmatisierung erscheinen, der nicht nur den Strukturwandel von der

Aufklärung zum Historismus erklärt, sondern zugleich eine allgemeine Tendenz der Entwicklung des historischen Denkens darstellt, durch die Wissenschaft als dynamischer Prozeß und nicht als eine feststehende Denkform begriffen und historisch rekonstruiert werden kann: Der Historismus bezeichnet damit eine akademische Form der Geschichtsschreibung in Deutschland, wie sie sich im Rahmen der Disziplingenese an den deutschen Universitäten im 19. Jh. herausgebildet hat. Seine Hauptkennzeichen bestehen institutionell in der Errichtung des historischen Seminars und methodisch in der hermeneutischen Quellenkritik.

Anhand dieses wissenschaftstheoretischen Modells hat Horst Walter Blanke eine groß angelegte Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft verfaßt, die nm Leitfaden der „Historik“ eine Abfolge der drei Paradigmen Aufklärung, Historismus und Historische Sozialwissenschaft darstellt und so versucht, das Paradigma-Konzept Rüsen empirisch auszufüllen.³ Der Historismus wird darin als Teil eines umfassenden Modernisierungsprozesses interpretiert und erscheint als *das* Modell der Verwissenschaftlichung von Geschichte. Die bedeutendste Figur im Historismus ist Johann Gustav Droysen, dessen „Historik“ von 1857 Rüsen⁴ und Blanke wissenschaftshistorisch und -theoretisch als bedeutendsten Text zur Theorie der Geschichtswissenschaft betrachten, vollende sich doch in ihm die Entwicklung der Selbstreflexion, in der die Geschichtswissenschaft ihren Status als wissenschaftliche Disziplin mit eigenem Gegenstandsbereich und eigener Methode begründet. Die Grenzen des Historismus, die sich vor allem im Selbstverständnis der Historiker manifestierte, die Prinzipien der Forschung losgelöst von den lebensweltlichen Herausforderungen zu betrachten, mündeten zur Jahrhundertwende in eine Krise des historistischen Wissenschaftsverständnisses.

II.

Dieses hier kurz beschriebene Strukturmodell ist aus einer Reihe von Gründen in letzter Zeit unter Kritik geraten.⁵ Zu nennen ist erstens die Gleichsetzung von Historismus und wissenschaftlicher Geschichtsschreibung im 19. Jh.⁶ In diesen Zusammenhang gehört auch die Kausalverbindung von Professionalisierung und Verwissenschaftlichung,⁷ die Rüsen Wissenschaftsgeschichtsschreibung weitestgehend auf die professionalisierte Geschichtswissenschaft beschränkt.

Weitgehend ausgeblendet bleibt auch eine Einordnung der Historio-

graphiegeschichte in die allgemeine Wissenschaftsgeschichte.⁸ Diese Wechselbeziehung und gegenseitige Beeinflussung von Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften und letzterer untereinander im 19. Jh. stellt weiterhin ein Forschungsdesiderat dar. Will man aber die Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Disziplinen um die Hegemonie hinsichtlich der Wissenschaftsdefinition und des Bildungsanspruchs analysieren, kommt man um eine vergleichende Disziplingeschichte nicht herum.

Wie am Beispiel der Physikgeschichte deutlich wird,⁹ vollzog sich der moderne Verwissenschaftlichungsprozeß der verschiedenen Disziplinen nach einer unterschiedlich langen Übergangsdauer und in enger Wechselwirkung mit anderen Wissenschaftsdisziplinen durch die Herausbildung einer engen Kommunikationsgemeinschaft von spezialisierten Forschern, die ein gemeinsamer Gegenstand und der Konsens über eine für alle verbindliche Methodik einte. Diese „high consensus group“ (R. St. Turner) entwickelte in Konkurrenz zu alternativen Bestrebungen und im Zuge der Etablierung neuer Wissenschaftsfelder im Kontext einer zunehmenden Spezialisierung eine Hegemoniestellung hinsichtlich des Wissenschaftsbegriffs und der disziplinären Standards sowie der akademischen Berufungen. In der „Stabilisierungsphase“¹⁰ der Disziplinentwicklungen um die Jahrhundertmitte hat sich so ein Wissenschaftsethos der Professoren herausgebildet, das in der Dominanz von Forschung und wissenschaftlicher Publikation die Voraussetzung eines postulierten Bildungsanspruches sah.¹¹

Dieser Verwissenschaftlichungsprozeß ist von einer Professionalisierung¹² und Institutionalisierung¹³ begleitet, ohne daß alle drei Komponenten parallel auftreten.¹⁴ Wie noch zu zeigen sein wird, bilden ihre Phasenverschiebung und der jeweils unterschiedliche zeitliche Beginn ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal bei der Entwicklung der einzelnen nationalen Geschichtswissenschaften. Alle drei Prozesse vollziehen sich aber in enger Wechselwirkung in allen Disziplinen. Trotz der zunehmenden Spezialisierung innerhalb und zwischen den Disziplinen und ihrem Konkurrenzkampf vereinte die professionellen Forscher noch bis zum letzten Dezennium des Jahrhunderts ungeachtet unterschiedlicher Strömungen (wie etwa Positivismus oder Materialismus) eine relativ einheitliche Wissenschaftsauffassung und -ideologie: die Annahme der Möglichkeit objektiver Erkenntnis, eine methodische geregelte Forschung durch Experten, die auf eine intersubjektiv überprüfbare, systematische Erkenntnis wissenschaftlicher Wahrheit zielt, ein theoriegeleiteter Empirismus¹⁵, Selbstreflexion über die Bedingungen ihrer Wissenschaft und ein allge-

meiner Bildungsanspruch.¹⁶ Unabhängig vom jeweiligen wissenschaftlichen Traditionsbezug und dem disziplinspezifischen Rückgriff auf eine Leitwissenschaft – seien es die Naturwissenschaften oder die Philologie – zur Begründung des Wissenschaftsanspruches einte die gemeinsame „Religion“ Wissenschaft die deutschen Gelehrten und ermöglichte die Zugehörigkeit zu einer dem gemeinsamen humanistischen Bildungsideal verpflichteten Bildungselite die wissenschaftliche Kommunikation über Disziplingrenzen hinweg.¹⁷

Im Zuge der Disziplinentwicklung, ihrer Spezialisierung im Zuge der Verwissenschaftlichung und mit dem Ziel der Abgrenzung von anderen Disziplinen wird im letzten Viertel des Jahrhunderts zunehmend der einheitliche Wissenschaftsbegriff in Frage gestellt. Die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften ist vor allem von Historikern und Philosophen betrieben worden, noch 1880 etwa wandte sich der Chemiker August Wilhelm von Hoffmann gegen deren Vorschlag, die Berliner Fakultät für Philosophie, die noch die humanistischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen umfaßte, zu teilen.¹⁸ Droysen gehörte zu den ersten Geisteswissenschaftlern, die die theoretisch-methodische Begründung des Wissenschaftsparadigmas der eigenen Disziplin in scharfer Abgrenzung von anderen Wissenschaftsauffassungen unternahmen. Seiner Abwehr eines primär nomothetisch verfahrenen Positivismus zugunsten der hermeneutischen Methode kommt daher eine zentrale Stellung in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jhs. zu.¹⁹

Sind in der Forschung Gewinn und Verlust für die Geschichtswissenschaft beim Übergang von der Aufklärung zum Historismus vielfach abgewogen worden, standen bislang sowohl die Frage nach den Defiziten einer streng hermeneutischen Geschichtswissenschaft gegenüber einem gleichzeitig existierenden und zunehmend hegemonialen nomothetischen Szientismus als auch nach möglichen Wissenschaftlichkeitsgrenzen des Historismus infolge der radikalen Ausgrenzung anderer Rationalitätspotentiale historischen Denkens, die zur Verengung und Vereinseitigung historischer Forschung führte, kaum zur Diskussion.²⁰ Die von Droysen vollzogene Verabsolutierung der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption und deren folgende Zementierung ist als ein wesentlicher Grund für die Abschottung deutscher Historiker von methodischen Innovationen im 20. Jh. anzusehen. Indem Droysen nämlich (historische) Wissenschaft mit (historistischer) Methode gleichsetzte und 1863 irrtümlich Henry Thomas Buckles Geschichtswerk als Versuch interpretierte, die Geschichtswissenschaft in den Rang einer Naturwissenschaft zu erhe-

ben, fungierte die hermeneutische Methode als Ausgrenzungskriterium und Grenzlinie zwischen dem forschenden Geschichtswissenschaftler und dem Amateur einerseits, dem Geistes- und Naturwissenschaftler andererseits. Diese von Droysen vorgenommene Gleichsetzung schloß andere methodische Verfahren als unwissenschaftlich aus dem Erkenntnisprozeß aus und eliminierte die Möglichkeit, neue Perspektiven auf den Gegenstand der historischen Forschung zu entwickeln. Droysen übersah so die Potentiale eines szientistischen, säkularisierten Wissenschaftsverständnisses, zu dessen Bestandteilen eine theoretische Konzeptualisierung historischer Ereignisse unter Verwendung hypothetischer Annahmen sowie deren idealtypische Rekonstruktion gehörten. Da Buckle nicht die ereignisorientierte Politik- und Personengeschichte in den Mittelpunkt seines Geschichtswerkes gestellt hat, eröffnete er der historischen Forschung zudem andere Gegenstandsbereiche, die geographische, psychologische und soziologische Faktoren einschlossen.

Wird also in der Historiographiegeschichtsschreibung die „disziplinäre“ zur „interdisziplinären Matrix“ erweitert (G. Hübinger) – eine Aufgabe der Wissenschaftsgeschichtsforschung, die es noch einzulösen gilt –, werden sowohl diese Defizite des Historismus als auch die engen Wechselbeziehungen von Geschichtswissenschaft und anderen Disziplinen deutlich, Vernetzungen und Kommunikationsgemeinschaften, die wohl das disziplinenzentrierte Bild deutscher Historiographiegeschichte im 19. Jh. bunter erscheinen ließen. Gerade außerhalb der akademischen Historikerzunft – in geistes- und sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen und unter den gebildeten, an populären Ideen interessierten Lesern – sollten nicht-historistische Auffassungen wie die des positivistischen Szientismus weite Verbreitung finden. Naturwissenschaftliche Gedanken, die nicht selten weniger direkt vom Positivismus herstammten, sondern Ausdruck eines intellektuellen Konsens über einen auf Beobachtung und Faktenerkenntnis beruhenden, induktiv verfahrenen Wissenschaftsbegriffs waren, fanden rasch Eingang in historische und wissenschaftstheoretische Abhandlungen. Es läßt sich so innerhalb anderer Geisteswissenschaften eine immense Diskussion ausmachen, die hinsichtlich des Verhältnisses zu ihren Nachbardisziplinen und den Naturwissenschaften wesentlich weiter ging als die akademische Geschichtsschreibung.

Roger Chickering zeigt am Beispiel des Leipziger „Positivistenkranzchens“, wie sich zwischen Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen eine intellektuelle Zusammenarbeit institutionalisierte, die über Disziplinengrenzen hinweg eine einheitliche Wissenschaftskonzeption

und -sprache zu begründen suchte. Diese Diskursgemeinschaft verdankte ihre Entstehung in den neunziger Jahren des 19. Jhs. einer geistigen Atmosphäre der Stadt und Universität Leipzig, die eine Institutionalisierung außerhalb der traditionellen Universitätsstruktur (1909 Gründung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte) ermöglichte, die sich sowohl als Institution als auch hinsichtlich des Gegenstandes in bewußter Rivalität zum Berliner intellektuellen Habitus verstand: In eine ähnliche Richtung gingen, wie *Laurent Mucchielli* darlegt, die Bemühungen *Henri Berr*s in Frankreich.

III.

Ein zweiter Punkt der Kritik am Modell der „disziplinären Matrix“ und der Vorherrschaft des historicistischen Paradigmas im 19. Jh. entzündet sich an dessen nationalem Rahmen. Wie Rüsén selbst anerkennt, stellt die Ausweitung der Untersuchungen zum Historismus über die deutsche Geschichtsschreibung hinaus noch ein Forschungsdesiderat dar; zugleich könnte diese Rüséns Annahme von der Existenz unterschiedlicher „nationaler Varianten“ des Historismus überprüfen.²¹ Es geht dabei nicht darum, in Frage zu stellen, daß sich der Historismus (als Historisierung der Wissenschaft und des Lebens generell) einerseits als eine „gesamteuropäische Kulturerscheinung“ herausbildete, die sich „post-revolutionär“ und „prä-industriell“ charakterisieren läßt (was etwa auf den Positivismus auch zuträfe), andererseits als Wissenschaft am Ende des Jahrhunderts fest etabliert hat. Zentral ist vielmehr das Problem, ob der Historismus als Wissenschaftsparadigma auch außerhalb Deutschlands entscheidend beim Verwissenschaftlichungsprozeß der historischen Disziplinen gewirkt hat, ob ein „einheitlicher übernationaler Diskurs“ (Iggers) existierte und ob es enge Wissenschaftsbeziehungen gegeben hat bzw. welcher Art diese waren. Allein der jeweils unterschiedliche lebensweltliche Rahmen läßt allerdings vermuten, daß noch näher zu definieren ist, worin der „universale Siegeszug“²² des Historismus bestand und ob bzw. in welcher Gestalt sich ein international einheitliches Wissenschaftsethos herausgebildet hat.

Forschungen zu den jeweiligen nationalen Geschichtswissenschaften gibt es in Deutschland bisher nur vereinzelt.²³ Auch vergleichende Forschungen zwischen deutscher und französischer,²⁴ englischer,²⁵ amerikanischer,²⁶ und polnischer²⁷ Geschichtsschreibung, um nur wenige Beispiele zu nennen, sind relativ rar, ebenso Forschungen zu den internationalen

Wissenschaftsbeziehungen²⁸ der Historiker.

Blickt man auf den Verwissenschaftlichungsprozeß in internationaler Dimension, scheint deutlich zu werden, daß hinsichtlich des Wissenschaftsbegriffes – nicht aber der Professionalisierung und Verfachlichung – außer dem deutschen Historismus ein sich aus dem Ideal der Naturwissenschaften herleitender positivistischer Szientismus entscheidende Wirkung auf die Herausbildung der Geschichtswissenschaft hatte. Dieser Positivismus trat mit dem Anspruch einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung auf und ist zunächst von Außenstern und Amateuren entwickelt worden. Ist dieser Wissenschaftsanspruch in Deutschland vor allem von Droysen sofort zurückgewiesen worden, reagierten die Historiker außerhalb Deutschlands anders. Die jeweiligen nationalen Debatten um den Wissenschaftscharakter der Geschichtsschreibung verliefen so insgesamt mehrdimensional und – im internationalen Vergleich – regional sehr unterschiedlich. Wissenschaftsgeschichtlich läßt sich deutlich eine Phasenverschiebung im Verwissenschaftlichungsprozeß der Geschichtsschreibung ausmachen: disziplinstituierend in den USA, disziplinfördernd in England und Frankreich, disziplinherausfordernd in Deutschland.

Wie *Matthias Waechter* in seinem Beitrag darlegt, traf der positivistische Szientismus in den USA auf großen Widerhall unter Historikern. Die Geschichtsschreibung befand sich zwar um die Jahrhundertmitte erst an den Anfängen ihrer Professionalisierung, der Positivismus bildete aber eine wesentliche Säule im Verwissenschaftlichungsprozeß der Disziplin. Die Positivisten Auguste Comte und Henry Thomas Buckle, ab den siebziger Jahren dann vor allem Herbert Spencer bildeten die entscheidenden Bezugspunkte einer evolutionistischen „scientific history“, die sich im letzten Viertel des Jahrhunderts zu konstituieren begann und rasch an Einfluß gewann. Dieser Prozeß ist zunächst von außeruniversitären Historikern getragen worden, fand aber auch Eingang in die akademische Geschichtsschreibung. Fachhistoriker wie Henry Adams oder Herbert Baxter Adams haben naturwissenschaftliche Theorien als Basis für die Geschichtswissenschaft übernommen. Beeindruckt von der quellenkritischen Methode begannen vor allem in Deutschland studierte Historiker zwar ab dem letzten Drittel des Jahrhunderts, sich am deutschen Vorbild der Seminarbildung, zu orientieren, ohne jedoch die historistische Wissenschaftskonzeption zu übernehmen. Zwischen Natur- und Geisteswissenschaften konnten daher leichter vermittelnde Brücken besritten werden.

Auch in Frankreich vollzog sich durch die Ablösung einer „literari-

schen“ und „philosophischen“ Geschichtsschreibung durch eine quellenorientierte und einem festen Methodensystem unterworfenen „science historique“ über Numa Denis Fustel de Coulanges bis Charles Seignobos der Verwissenschaftlichungsschub erst nach 1870. Die französische Historie sah in den methodischen Standards und den institutionalisierten Formen der professionellen Historiker in Deutschland ihr Vorbild und Modell für die eigene Wissenschaftsentwicklung, ohne – mit Ausnahme Hippolyte Taines, Paul Lacombes und Louis Bourdreaus – auf den positivistischen Szientismus oder gar eine Comtes verpflichtete Wissenschaftstheorie zurückzugreifen. „Science positive“ wird am Ende des Jahrhunderts von den Historikern (Gabriel Monod, Charles Seignobos) als Synonym zu wissenschaftlicher und kritischer Methode betrachtet, ihre Vertreter als „l'école méthodique“²⁹ bezeichnet. Der Kern des neuen Wissenschaftsverständnisses, das sich im Unterschied zu Deutschland im Kontext von Krisenerfahrung, Industrialisierung und hegemonialer Naturwissenschaft herausbildete, lag in einem atheoretischen „empiristischen Skeptizismus“³⁰, der mit einer umfassenden Traditionskritik verbunden war. Erst mit dem Methodenstreit rückten wissenschaftstheoretische Fragen in den Vordergrund, wurden Comte, Mill oder Spencer zu Bezugspunkten der Debatten. Lutz Raphael kommt so zu dem Urteil, daß der Methodenstreit „im Zeichen eines vom Positivismus geprägten Szientismus“ gestanden hat.³¹

Laurent Mucchielli zeigt am Werk Henri Berr's und der von ihm gegründeten „Revue de Synthèse Historique“ eine Konzeption von Geschichtsschreibung, die auf die Herausforderung der Soziologie Durkheims reagierte. Sie stützte sich auf die Forschungen der Völkerpsychologie (Rasse) und der Geographie (Milieu) und versuchte, über das Zusammenspiel von Geschichte, Geographie und Psychologie zu einer Darstellung der historischen Entwicklung zu gelangen, die über den monodisziplinären Erklärungsanspruch der Soziologie hinausgehen sollte. Trotz des letztlichen Scheiterns, eine Wissenschaft von der Geschichte durch die „allgemeine Synthese des historischen Wissens“ zu konstituieren, beförderte dieses Konzept die methodologischen Reflexionen und einen interdisziplinären Wissenschaftsdiskurs. Es schuf zugleich einen institutionellen Rahmen, von dem wichtige Impulse für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 20. Jh. ausgegangen sind.

Die englische Geschichtsschreibung wurde hingegen zu einem Zeitpunkt mit dem positivistischen Szientismus konfrontiert, als sie sich als akademische Disziplin zu etablieren begann. Nicht also vor – wie in den

USA –, sondern in der ersten Phase des Professionalisierungsprozesses fand die Diskussion mit Buckles Wissenschaftskonzept statt. Von den ersten akademischen Historikern zwar kritisiert und abgelehnt, erfolgte aber keine radikale Abweisung des nomothetischen Programms. Der Methodenstreit zog sich prozeßhaft und periodisch bis zum Jahrhundertwechsel hin. Ein wissenschaftshistorischer Bruch läßt sich so zu diesem Zeitpunkt nicht nachweisen. Die „scientific historians“ stellten vor allem am Anfang eine einflußreiche Strömung dar. Comte war lange im öffentlichen Diskurs sehr populär.

Die Polemik gegen die positivistischen „scientific historians“ war zugleich mit dem allgemeinen Niedergang der „men of letters“ verbunden. Die Entstehung der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen schufen ein neues Publikum, das an exakten wissenschaftlichen Ergebnissen und nicht mehr an moralischen Belehrungen interessiert war. Die „professional scientists“ und akademischen Historiker wurden zu Kritikern und Rivalen des von den „men of letters“ ererbten Anspruches auf eine „cultural leadership“. Dies ging einher mit der Abwertung des Amateurstatus, den viele „men of letters“ als Hobbywissenschaftler einnahmen und die sich in den Attacken der „professionals“ gegen deren wissenschaftliche Seichtigkeit und Inkorrektheit, Parteilichkeit und didaktischen Anspruch widerspiegelte. Die Professionalisierung der Geschichte wurde von den „professional historians“ an objektives und systematisiertes Wissen gebunden, dessen Bewältigung und Ausdehnung nur Spezialisten möglich war, die die theoretisch-methodischen Standards durch eine umfassende Ausbildung erlernt hatten. Geschichte als Wissenschaft sollte nun die Quellenforschung und -kritik mit einer umfassenden Arbeitsteilung zwischen den historischen Disziplinen vereinen. Ein solch allgemeiner Wissenschaftsbegriff von der Geschichte, der auf Methodologie ahob, wurde bald auch für die einstigen Gegner der positivistischen „scientific historians“ akzeptabel. Dazu ist zu berücksichtigen, daß viele englische Historiker, die seit dieser Zeit zunehmend mit der deutschen Geschichtsschreibung in Berührung gekommen waren, in deren vor allem methodisch streng geregelter Konzept einer faktenpositivistischen und idiographischen Geschichtswissenschaft – bei Ignorierung der weltanschaulichen Implikationen – ihre antiphilosophische Einstellung und ihr Ziel der Verwissenschaftlichung der Geschichte als Alternative zum naturwissenschaftlichen Modell verwirklicht sahen. Erst mit dem Begriffswandel von „scientific“ unter Historikern im letzten Jahrhundertviertel schwächte sich also der positivistische, nicht aber der „szientistische“ Einfluß generell ab.

Am Beispiel des irischen Historikers William E. H. Lecky zeichnet *Benedikt Stuchey* in seinem Beitrag diese Tendenzen mit Verweis auf die irische Geschichtsschreibung nach. Lecky wurde zunächst stark von Buckles nomothetischer Geschichtsschreibung beeinflusst, setzte sich dann aber später mit den Ambivalenzen einer solchen „science of history“ kritisch auseinander. In seiner Übergangsstellung vom „amateur“ zum „professional“ suchte er zwischen einer nationalen „Whig“-Historiographie und einer positivistischen Konzeption zu vermitteln, indem er die Geschichte Irlands als einen evolutionären Prozeß auffaßte, in dem sowohl kollektiven Tendenzen als auch individuellen Handlungsträgern gleichermaßen Bedeutung zukam. Sein geschichtstheoretischer Kompromiß unterschied ihn so von einer historistischen Geschichtsauffassung.

Während also in den USA die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung vor der Professionalisierung und Institutionalisierung einsetzte und in England und Frankreich relativ zeitgleich erfolgte, waren in Deutschland Professionalisierung und Institutionalisierung des Faches bereits abgeschlossen und hatte sich ein spezifischer Berufshabitus fest etabliert, ehe die Diskussionen um den Wissenschaftscharakter einsetzten.³² Diese Phasenverschiebung verstärkte nicht unwesentlich die nationalen Unterschiede in der Geschichtsschreibung und veränderte – im Hinblick auf die Naturwissenschaften und den Wissenschaftsbegriff eines positivistischen Szientismus – den Bezugspunkt der Debatten. Daraus könnte man schließen, daß in den Ländern, wo die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft erst unter den Bedingungen des ausgehenden 19. Jhs. vollzog, eine größere Offenheit gegenüber nichthistoristischen Wissenschaftsauffassungen bestanden hat, demnach die deutsche Wissenschaftsentwicklung des Historismus einen Sonderfall darstellte, der unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen am Anfang des 20. Jhs. nicht nur rasch seinen Modellcharakter, sondern zugleich den Anschluß an neue internationale Entwicklungen verlor.

- 1 Zur Geschichte und zur Diskussion des Begriffes Historismus siehe zuletzt G. G. Iggers, *Historicism: The History and Meaning of the Term*, in: *Journal of the History of Ideas* 56, 1995, S. 129-152.
- 2 Vgl. J. Rüsen, *Grundzüge einer Historik*, 3 Bde., Göttingen 1983, 1986, 1989.
- 3 H. W. Blanke, *Historiographieggeschichte als Historik*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1991.
- 4 J. Rüsen, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Frankfurt a.M. 1993.
- 5 Vgl. u.a. O. G. Oexle, *Göttingen-Bielefeld einfach*, in: *Rechtshistorisches Journal* 11, 1992, S. 54-66; die Antwort H. W. Blankes, „Historismus“ im Streit, *Oder: Wie schreibt man heute*

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus

- eine Geschichte der Geschichtswissenschaft, in: ebenda, 12, 1993, S. 585-597. Vgl. auch W. Hardtwig, Geschichtsreligion – Wissenschaft als Arbeit – Objektivität, in: HZ 252, 1991, S. 1-32.
- 6 Vgl. u.a. G. G. Iggers, Ist es in der Tat in Deutschland früher zur Verwissenschaftlichung der Geschichte gekommen als in anderen europäischen Ländern? In: Geschichtsdiskurs, Bd. 2, S. 73-86.
 - 7 Vgl. zu den „Außensternern“ R. Deutsch/W. Weber, Marginalisierungsprozesse der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Historismus, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 35, 1985, S. 174-197. Für die Philologie zuletzt H. Dainat/R. Kolk, „Geselliges Arbeiten“. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in den Anfängen der Deutschen Philologie, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 61, 1987, S. 7*-41*.
 - 8 Dazu P. Schiera, Laboratorium der bürgerlichen Welt. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1992.
 - 9 R. Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen: Physik in Deutschland 1740-1890, Frankfurt a.M. 1984.
 - 10 M. Guntau, Zur Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen in der Geschichte (Thesen), in: Klosterver Wissenschaftshistorische Manuskripte 1, 1978, S. 11-24.
 - 11 Vgl. dazu R. St. Turner, The Growth of Professorial Research In Prussia, 1818 to 1848 – Causes and Context, in: Historical Studies in the Physical Sciences 3, 1971, S. 137-182, hier S. 180.
 - 12 Vgl. zum Begriff: W. Conze/J. Kocka, Einleitung, in: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I. Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen. Hrsg. von W. Conze/J. Kocka, Stuttgart 1985, S. 9-26, hier S. 16ff. Professionalisierung wird hier als ein Prozeß beschrieben, durch den sich ein Beruf zu einem akademischen oder Expertenberuf als einer nichtmanuellen Vollzeittätigkeit verwandelt, der eine langjährige, spezialisierte und wissenschaftliche Ausbildung voraussetzt, in der nachweisbares Fachwissen vermittelt wird. Dieses ist praktisch-beruflich nur noch von Experten umsetzbar.
 - 13 Vgl. R. Stichweh, Differenzierung der Wissenschaft, in: ders., Wissenschaft. Universität. Professionen. Soziologische Analysen, Frankfurt a.M. 1994, S. 15-51.
 - 14 Zum Verhältnis Professionalisierung-Verwissenschaftlichung vgl. Ch. E. McClelland, Zur Professionalisierung der akademischen Berufe in Deutschland, in: Conze/Kocka, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert (Anm. 12), S. 233-247, hier S. 237f.
 - 15 Zur zentralen Stellung der „wissenschaftlichen Tatsache“ siehe A. Diemer, Die Begründung des Wissenschaftscharakters der Wissenschaft im 19. Jahrhundert – Die Wissenschaftstheorie zwischen klassischer und moderner Wissenschaftskonzeption, in: Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie im 19. Jahrhundert. Hrsg. von A. Diemer, Meisenheim am Glan 1968, S. 35-62, hier S. 42ff.
 - 16 Zum Wissenschaftsbegriff vgl. auch W. Hardtwig, Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990, S. 61f.; O. G. Oexle, Die Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Bemerkungen zum Standort der Geschichtsforschung, in: HZ 238, 1984, S. 17-55, hier S. 18ff.
 - 17 Solche Vernetzungen sind bisher wenig erforscht, das „Positivistenkranzchen“ (vgl. Chickering in diesem Heft) oder der Berliner „Selbstmörder-Klub“ (vgl. E. Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Tübingen 1930, S. 137ff.) stellen Beispiele dar. Familiäre Beziehungen der Gelehrten (Schmoller war z.B. mit einer Nichte Niebuhrs verheiratet, Hehnholtz hatte die Tochter v. Mohls geheiratet, Rümelin war ein Schwager

- Schmollers) und die Kontakte des Bildungsbürgertums untereinander (Hausempfänge, Gelehrtenvereine, Vereine) boten vielfältige Möglichkeiten der interdisziplinären Kommunikation. Vgl. aus biographischer Sicht am Beispiel des Nationalökonomens Sombart F. Lenger, Werner Sombart. 1863-1941. Eine Biographie. München 1994.
- 18 Vgl. R. Smend, Die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität. Rede zum 150jährigen Gedächtnis ihrer Gründung. in: Staatsrechtliche Abhandlungen und andere Aufsätze. Berlin 1968, S. 570.
 - 19 Als genereller Überblick vgl. F. Jaeger/J. Rüsen, Geschichte des Historismus. Eine Einführung, München 1992, bes. S. 59ff.
 - 20 U.a. G. Hübing, Historik und Wissenschaftliche Politik in historistischer Verknüpfung und E. Fuchs, Positivistischer Szientismus in vergleichender Perspektive: Zum nomothetischen Wissenschaftsverständnis in der englischen, amerikanischen und deutschen Geschichtsschreibung. Beide Aufsätze in: Geschichtsdiskurs, Bd. 3, Das 19. Jahrhundert. Hrsg. von J. Rüsen u.a. Frankfurt a.M. (i.Dr.)
 - 21 Jaeger/Rüsen, Geschichte des Historismus (Anm. 19), S. 75ff.; Rüsen, Konfigurationen des Historismus (Anm. 4), S. 13.
 - 22 Vgl. U. Muhlack, Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, München 1991, S. 10.
 - 23 L. Rappaport, Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern. Lamprechtstreit und französischer Methodenstreit der Jahrhundertwende in vergleichender Perspektive, in: HZ 251, 1990, S. 325-363; ders., Epochen der französischen Geschichtsschreibung, in: Geschichtsdiskurs, Bd. 1, Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte. Hrsg. von W. Küttler/J. Rüsen/E. Schulz, Frankfurt a.M. 1993, S. 101-132; U. A. J. Becher, Geschichtsinteresse und historischer Diskurs. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1986; M. Waechter, Demokratie und freies Land. Das Thema der Frontier in der amerikanischen Geschichtswissenschaft, phil. Diss., Freiburg 1994; J. Osterhammel, Epochen der britischen Geschichtsschreibung, in: Geschichtsdiskurs, Bd. 1, S. 157-188; ders., Nation und Zivilisation in der britischen Historiographie von Hume bis Macaulay, in: HZ 254, 1992, S. 281-340; E. Fuchs, Wissenschaft, Positivismus und Geschichtsschreibung in England Mitte des 19. Jahrhunderts, in: ZfG 42, 1994, S. 197-216; H.-C. Schröder, Rankes „Englische Geschichte“ und die Whighistoriographie seiner Zeit, in: Frühe Neuzeit – frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen. Hrsg. von R. Vierhaus, Göttingen 1992, S. 27-47.
 - 24 C. Simon, Staat und Geschichtswissenschaft in Deutschland und Frankreich 1871-1914. Situation und Werk von Geschichtsprofessoren an den Universitäten Berlin, München, Paris, 2 Bde., Bern 1988; G. G. Iggers, Geschichtswissenschaft in Deutschland und Frankreich 1830 bis 1918 und die Rolle der Sozialgeschichte. Ein Vergleich zwischen zwei Traditionen bürgerlicher Geschichtsschreibung, in J. Kocka (Hrsg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, München 1988, Bd. 3, S. 175-199.
 - 25 Vgl. E. Fuchs, Henry Thomas Buckle. Geschichtsschreibung und Positivismus in England und Deutschland, Leipzig 1994; ders., Englischer Methodenstreit und Lamprechtkontroverse in vergleichender Perspektive, in: Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute. Hrsg. von G. Diesener, Leipzig 1993, S. 242-257.
 - 26 Vgl. u.a. H. Lehmann, Kooperation und Distanz: Beobachtungen zu den Beziehungen zwischen der deutschen und der amerikanischen Geschichtswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: Nachdenken über Geschichte. Beiträge aus der Ökumene der Historiker. In

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus

- memoriam Karl Dietrich Erdmann. Hrsg. von H. Boockmann/K. Jürgensen, Neumünster 1991, S. 187-201; E. Fuchs, Positivistischer Szientismus. Siehe auch H. Liebersohn, The American Academic Community before the First World War. A comparison with the German „Bildungsbürgertum“, in: Conze/Kocka, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert (Anm. 12), S. 163-185.
- 27 A. F. Grabski, Die polnische und die deutsche Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder 32, 1988, S. 187-201.
- 28 G. G. Iggers. The „Methodenstreit“ in International Perspective. The Reorientation of Historical Studies at the Turn from the Nineteenth to the Twentieth Century, in: Storia della Storiografia 6, 1984, S. 21-32; K. D. Erdmann, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Göttingen 1987.
- 29 Ch.-O. Carbonell, Histoire et historiens, une mutation idéologique des historiens français 1865-1885. Toulouse 1976, S. 409ff.
- 30 Raphael, Epochen der französischen Geschichtsschreibung (Anm. 23), S. 113.
- 31 Ders., Historikerkontroversen (Anm. 23), S. 337.
- 32 Vgl. Iggers, Ist es in der Tat (Anm. 6).

Roger Chickering

Der „Leipziger Positivismus“

Freitag abends war es den Gästen im „Café Hannes“ des Leipziger Gewandhauses vergönnt, das Phänomen in seiner merkwürdigsten Form zu erleben.¹ Rund um den Tisch saßen der Psychologe, der Geograph, der Chemiker, der Historiker und der Nationalökonom. Die Diskussionen im Rahmen dieses „Kaffee-Kränzchens“ waren öfters so anregend, daß auch die Aufmerksamkeit der anderen Cafébesucher gefesselt wurde, obwohl das Gesprächsthema manchmal eine obskure Wendung nahm. Es ging nämlich um die Einheit der Wissenschaft.

Die Wissenschaftler, die das Kränzchen bildeten, waren ohne Ausnahme weltberühmte Vertreter ihrer akademischen Disziplinen. Die Zusammenarbeit dieser Fakultätskollegen der Leipziger Universität fand nicht nur im Café Hannes, sondern auch in freundschaftlichen Beziehungen und, mehr oder weniger deutlich dokumentiert, auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen ihren Niederschlag. Ihre Bestrebungen stellten einen großartigen Versuch dar, die gemeinsamen Elemente der jeweiligen Sonderwissenschaften aufzudecken und dadurch die Grundsätze einer allgemeinen, die Geistes- und Naturwissenschaften gleichermaßen übergreifenden Wissenschaft zu entwickeln. Damit wurde diese Zusammenarbeit als eine einzigartige Erscheinung sowohl in der Geschichte der Leipziger Universität als auch in der deutschen Wissenschaftsgeschichte gekennzeichnet.

In den folgenden Bemerkungen gilt es, die Grundlagen und Voraussetzungen dieses Phänomens hervorzuheben. Dabei sollen die intellektuellen Quellen, die Umrisse und das Ausmaß der wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit berücksichtigt werden, sowie auch die institutionellen und wissenschaftspolitischen Faktoren, die den Leipziger Boden ungemein fruchtbar für eine derartige Kooperation machten.

Die Vorstellung muß kurz gehalten werden. Hier genügt es zu sagen, daß die Teilnehmer im Café Hannes eben Wilhelm Wundt (der Psychologe), Friedrich Ratzel (der Geograph), Karl Lamprecht (der Historiker),

Der „Leipziger Positivismus“

Karl Bücher (der Ökonom) und Wilhelm Ostwald (der Chemiker) hießen. Es war eine merkwürdige Gelehrtenschar, die sich bis in die frühen neunziger Jahre in Leipzig versammelt hatte. Obwohl der Altersunterschied ein knappes Vierteljahrhundert betrug, hatten sich alle als Schrittmacher in ihren jeweiligen akademischen Disziplinen erwiesen, um dann in eine intellektuelle Phase zu gelangen, in der die empirische Forschung gegenüber der theoretischen, größtenteils auf autodidaktischer Grundlage ruhenden Reflexion zurücktrat. Darüber hinaus verbanden diese Wissenschaftler weit angelegte theoretische Interessen und dynamische Temperamente mit hervorragendem organisatorischen Talent, das sie in Leipzig in der Gründung weltberühmter Labors und Institute verwendeten. Diese Eigenschaften trugen dann zu der Zusammenarbeit der Leipziger Gelehrten bei, die in einem Zeitalter der zunehmenden wissenschaftlichen Fragmentierung letztlich nichts weniger erstrebten als die einheitliche Organisation alles Wissens.

1891 konnte Lamprecht schon von dem „großen Vorteil“ berichten, den er in der Gegenwart „gesinnungsverwandter Kollegen“ genoß.² Die in Frage kommenden Kollegen waren Wundt und Ratzel, mit denen der Historiker kurz nach seiner Ankunft in Leipzig freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen aufgenoramen hatte. Der Kreis wurde im nächsten Jahr durch Büchers Zutritt erweitert³ und erst etwas später durch Ostwald, der sich wohl gegen Mitte der neunziger Jahre zu der Gruppe gesellte und die gegenseitigen Beziehungen durch die eigene Initiative intensivierte. Formen und Ausmaß der Zusammenarbeit lassen sich nur annäherungsweise feststellen, zumal es weder eine Tagesordnung noch ein festes Programm gab, geschweige denn ein gemeinsames Manifest. Die Beziehungen entfalteten sich hauptsächlich im Rahmen der alltäglichen Kontakte zwischen persönlich eng miteinander verbundenen Kollegen, und die Zusammenarbeit fand erst später in verschiedenen Veröffentlichungen ihren Ausdruck.⁴ Die zwangslosen Treffen im Café Hannes erreichten allerdings um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt.⁵

Die Beziehungen wurden vor allem in den neunziger Jahren dadurch gefestigt, daß sich die Leipziger Gelehrten in heftigen Auseinandersetzungen befanden, die nicht nur ihre theoretischen Ansätze, sondern auch die Gültigkeit der diesen Ansätzen zugrunde liegenden empirischen Forschungen in Frage stellten. Von den Einzelheiten dieser Auseinandersetzungen, für welche der sogenannte Methodenstreit um Lamprechts Geschichtstheorien fast als paradigmatisch angesehen werden kann, müssen wir hier absehen. Es ging damals um das allgemeine Problem einer

Kultur- bzw. Sozialwissenschaft: um die Frage, auf welche Art und Weise – wenn überhaupt – es zulässig war, die epistemologischen Kategorien der Naturwissenschaften auf die Welt des sozialisierten Kulturmenschen zu übertragen.⁶ Von dieser enorm wichtigen und verwickelten Auseinandersetzung, die schon in den achtziger Jahren eingesetzt hatte und weit ins nächste Jahrhundert fortgeführt werden sollte, sei hier nur gesagt, daß die Leipziger Wissenschaftler folgerichtig eine Position bezogen, die, um Wilhelm Windelbands Ausdruck zu gebrauchen, auf den „nomothetischen“ Eigenschaften der Kulturerscheinungen beharrte und die legitime Suche nach den Gesetzen der menschlichen Handlungen sowie die Anwendbarkeit des Kausalitätsbegriffs als Grundlage einer erklärenden Analyse der menschlichen Kultur betonte.⁷ Die dieser gegenübergestellte Position verneinte ausgerechnet diese Vergleichbarkeit zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften. Ihre Anhänger bestanden auf einer vollständigen methodologischen Trennung, mit anderen Worten auf der Notwendigkeit einer kulturwissenschaftlichen Analyse, die von der alien Kulturerscheinungen eigenen, alle Schematisierung widerstrebenden moralischen Freiheit der Einzelpersonlichkeit ausging und derzufolge methodologisch sowohl auf der Individualität als Zentralbegriff als auch auf einer Hermeneutik des Verstehens aufgebaut wurde. Die Tatsache, daß diese zweite Position prominent durch Berliner Gelehrte vertreten wurde, brachte eine institutionelle Rivalität ins Spiel und erweckte den Eindruck, daß man in Leipzig ebenso konsequent die methodologischen Brücken zwischen den Natur- und Kulturwissenschaften schlagen wollte, wie man sich in Berlin bemühte, dieselben abzubauen.

Man soll trotzdem die Gemeinsamkeiten der Erfahrung, Neigung und Ambition unter den Leipziger Wissenschaftlern nicht zu weit führen. Alle waren an dem beteiligt, was Woodruff Smith vor kurzem als die eigenen „communities of discourse“ oder diskursiven Gemeinschaften genannt hat, in welchen verschiedenartige theoretische Fragen und methodologische Probleme jeweils die Forschungsansätze wesentlich bestimmten.⁸ Aber je mehr sie unter den Druck den Fachgenossen gerieten, deren Verbündete und Sympathisanten auch zahlreich in der Leipziger Fakultät vertreten waren, umso mehr wurden die belagerten Leipziger Kollegen selbst dieser Gemeinsamkeiten gewahr. Die große Herausforderung konnten sie als den Versuch auffassen, Parallelen und Analogien von Fragestellung und Forschungsergebnissen in all den von ihnen vertretenen Disziplinen herauszudestillieren, um mindestens in Umrissen die nomothetischen Grundlagen einer Gesamtwissenschaft des Menschen aufzubauen. Dem-

zufolge wollte man die Regelmäßigkeiten aller menschlichen Handlungen empirisch feststellen, dieselben anhand kausaler, den Naturgesetzen analogen Beziehungen erklären und philosophisch auf nichtmaterielle Ursprünge zurückführen. Das Ergebnis sollte eine einheitliche Wissenschaft sein, deren Gültigkeit eben darin bestand, daß sie imstande war, für sämtliche Erscheinungen der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Kultur, der Geschichte, und des menschlichen Geistes in gleichem Maße wie die Vorgänge der Naturwelt eine Erklärung zu liefern.

Die wechselseitige Einflußnahme der Leipziger Wissenschaftler läßt sich am deutlichsten entlang den Achsen Lamprecht – Wundt – Ostwald und Lamprecht – Ratzel – Bücher nachweisen. Die prominente Stelle Lamprechts auf beiden Achsen ist nicht zufällig. Sie läßt sich sowohl auf die zentrale Rolle dieser dynamischen Persönlichkeit in dem Leipziger Kreis zurückführen, als auch auf seine verzweifelte Position in der eigenen Zunft, die bei weitem die Schwierigkeiten der anderen Kollegen übertraf und ihn in besonderem Maße auf die Hilfe anderer anwies.

Man kann Lamprechts Annäherung an Wundt ziemlich genau rekonstruieren. Der vierte Band von Lamprechts „Deutscher Geschichte,“ den er Mitte 1894 abschloß, enthält einen Passus, in dem Lamprecht von einer „geläuterten Psychologie“ schrieb, die in den Geisteswissenschaften eine ähnliche Rolle wie die Mechanik in den Naturwissenschaften spielen sollte und dementsprechend „vollkommenere wissenschaftliche Schlüsse“ verheiße.⁹ Aber erst im Sommer 1895, nach Abschluß des fünften Bandes der „Deutschen Geschichte“ und dem Anfang des großen Methodenstreites – und damit der Debatte über den Materialismus in seiner Geschichtsauffassung – nahm Lamprecht diese Proposition eindeutig in seine eigenen historiographischen Theorien auf. Wundt, der seinerseits damals bestrebt war, die letzten Reste des „physiologischen Materialismus“ von seinen Theorien abzustreifen,¹⁰ bot Lamprecht die Möglichkeit, die kausale Dynamik der historischen Entwicklung mittels einer neuen Metapher zu analysieren, die man schwerlich als materialistisch würde charakterisieren können.

Im März 1896 verfaßte Lamprecht einen bemerkenswerten Aufsatz, der einige Monate später in der von ihm mit herausgegebenen „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ erschien.¹¹ Darin versuchte der Historiker, die Kulturgeschichte neu zu definieren und ganz mit der Wundtschen Lehre in Einklang zu bringen. Die Grundlage der neuen Geschichtswissenschaft bildete also die Psychologie, genauer gesagt: das „Gesetz der historischen Resultanten“, das wiederum eine Variation von

Wundts „Prinzip der schaffenden Synthese“ darstellte.¹² Die historische Entwicklung wollte Lamprecht nun kausal anhand der Psychogenese erklären, die er als die Akkumulation einer allen sozialen Gebilden innewohnenden „psychischen Kraft“ verstand. Jetzt hieß es, die Entwicklung sei von der gesetzmäßigen Steigerung der kollektiven „psychischen Kräfte“ verursacht bzw. entelechisch durch die fünf Lamprechtschen Kulturzeitalter vorangetrieben, die trotz aller Änderungen seiner Ansichten weiterhin im Mittelpunkt seiner Theorien standen.

Wenn schon mancher Beobachter den Eindruck gewinnen konnte, als hätte sich Lamprecht mittels dieser „psychischen Mechanik“ bloß eine mit einer pompösen Sprache versehene Rankesche Ideenlehre zu eigen gemacht,¹³ so wiesen ihm die Theorien seines Leipziger Kollegen doch den Weg für den endgültigen Rückzug aus dem Materialismus. Die „soziopsychischen“ Kräfte, von denen bei ihm fortan die Rede war, waren alles andere als materiell. Auch die Wirtschaftsstufen, die er vorher – teilweise mit Hilfe der Theorien Büchers – als grundlegende Bestandteile der entsprechenden Kulturzeitalter dargestellt hatte, tauchten nunmehr als psychische Erscheinungen, d.h. als fortentwickelnde kollektive Willensformen auf.¹⁴

Die Aneignung der Theorien des Psychologen durch den Historiker bahnte auch die Möglichkeit einer engeren Zusammenarbeit mit dem Chemiker an.¹⁵ Es war nur ein kleiner Schritt, bis Lamprecht die „soziopsychische Kraft“ auch als „psychische Energie“ annahm und die historische Entwicklung als die gesetzmäßige „Intensivierung“ derselben verstand. Wengleich Wundt selbst den breiteren Ansprüchen der Energetik Ostwalds eher skeptisch gegenüberstand, konnte sich trotzdem nach 1896 aufgrund eines einigermaßen gemeinsamen metaphorischen Vorrats die gegenseitige Einflußnahme entfalten.¹⁶ So verwertete etwa Lamprecht die Ansätze seiner beiden Kollegen geschichtstheoretisch weiter und war seinerseits in der Lage, Wundt bei seiner Völkerpsychologie und Ostwald bei dessen wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchungen direkt Hilfe zu leisten.¹⁷

Die gegenseitige Einflußnahme zwischen Lamprecht, Ratzel und Bücher entspann sich in erster Linie um die Problematik von Zeit und Raum. Verstand Bücher die historische Entwicklung als die stufenweise Erweiterung des Wirtschaftsraums, so lag die Verwandtschaft seiner Theorie mit den Ideen Ratzels auf der Hand und damit auch die Möglichkeit, von der Entfaltung einer „wirtschaftlichen Landschaft“ zu reden.¹⁸ Ratzels Lehre von den räumlichen Grundlagen des menschlichen Lebens konnte auch

Der „Leipziger Positivismus“

Lamprecht, der sich freilich schon in den achtziger Jahren intensiv für dieses Problem interessiert hatte,¹⁹ in die Metaphorik seiner neuen Geschichtstheorie aufnehmen, nachdem er die „Intensivierung“ der psychischen Energie mit der „Erweiterung“ derselben gleichgestellt hatte. Diese Anpassung entsprach wiederum dem zunehmenden Einfluß des eng befreundeten Historikers auf das Denken Ratzels, als der Geograph den Begriff einer zeitlich geprägten „Kulturlandschaft“ nunmehr als den eigentlichen Gegenstand sowohl der historischen als auch der ethnographisch-geographischen Forschung definierte.²⁰ Die dadurch in die Wege geleitete Zusammenarbeit fand dann institutionellen Ausdruck in der 1898 von beiden zustande gebrachten Gründung des historisch-geographischen Seminars an der Leipziger Universität.²¹

Die gegenseitige intellektuelle Befruchtung vollzog sich im Rahmen einer Metaphysik, die in unterschiedlichem Maße sowohl den empirischen Forschungen als auch den Theorien all der Leipziger Kollegen eine Grundlage lieferte. In den Schriften Wundts findet man, allerdings mit eigenem Akzent, den ausführlichsten, umfassendsten und am besten fundierten Versuch, die philosophischen Prämissen des Weltbildes zu entwerfen, das dann unter der Rubrik des „Leipziger Positivismus“ auch mit den Namen der anderen Wissenschaftler in Verbindung gebracht wurde. Wie problematisch diese Rubrik war, ist aber schon auf den ersten Blick klar.²² Trotz aller Versuche, die Bedeutung Comtes etwa in den Theorien Lamprechts zu unterstreichen, blieb das Denken Comtes und Darwins in diesem System zwar ein wichtiges, aber nicht das zentrale Element.²³ Man kann wohl von einem Versuch reden, die positivistische Lehre des wissenschaftlichen Fortschritts auf empirischer Grundlage mit den holistischen Ansprüchen des deutschen Idealismus in Verbindung zu bringen, wobei der Positivismus eher eine Beigabe war. In Leipzig war das erstrebte methodologische Ziel nichts weniger als eine „induktive Metaphysik“, mit anderen Worten die Aufhebung aller philosophischen Antinomien von Geist und Materie, Subjekt und Objekt, Theorie und Empirik.²⁴ Durch die Vermittlung Wundts entstammten aber die intellektuellen Hauptquellen dieser Bestrebung in erster Linie den großen Idealisten des 18. Jhs., insbesondere Spinoza, Leibniz und Herder.

Am Ende löste sich dieses Weltbild in einer Art panpsychischer Naturphilosophie auf, in der auch die Antinomie Natur und Kultur aufgehoben wurde. Diese Tendenz trat am stärksten in der späteren Arbeit Ratzels hervor, dessen Spekulationen nunmehr einer den ganzen Kosmos durchdringenden geistigen Kraft galten, die den psychischen mit dem

physischen Bereich und das Organische mit dem ihn erhaltenden Anorganischen vereinigte.²⁵ Klar vorhanden war dieselbe Tendenz in der Faszination Lamprechts mit den Urphänomenen Goethes, sowie auch in Ostwalds Energetik, in der die Naturphilosophie eigentlich als Prämisse fungierte.²⁶ 1902 gründete Ostwald die Zeitschrift „Annalen der Naturphilosophie“, die ausgerechnet diesem Thema gewidmet war und, mit regelmäßigen Beiträgen von Ratzel, Lamprecht und ihm selbst, durchaus als Organ des Leipziger Kreises angesehen werden konnte.²⁷

Nach der Jahrhundertwende lockerte sich der Leipziger Kreis. Ratzel starb 1904. Zwei Jahre später ließ sich Ostwald frühzeitig emeritieren und zog ins „Landhaus Energie“ zurück, um von dort aus den deutschen Monistenbund in den Dienst seiner Energetik einzuspannen.²⁸ Bücher, der von Anfang an wohl das peripherste Mitglied des Kreises gewesen war, wandte sich zunehmend der „Zeitungswissenschaft“ zu, die er selbst in diesen Jahren im wesentlichen gründete.²⁹ Es blieben nur Wundt und Lamprecht als Kern des Kreises, aber auch ihr Verhältnis wurde durch eine methodologische Auseinandersetzung getrübt, die eintrat, als die Geschichtsauffassung des Historikers wieder einmal neue Akzente annahm – diesmal unter dem Einfluß des Psychologen Theodor Lipps – und Lamprecht den Schluß zog, daß auch die von Wundt erfundenen psychischen Gesetze einer kulturhistorischen Entwicklung unterzogen wurden.³⁰ Die Erneuerung des Kreises durch Hinzuziehung einiger jüngerer Wissenschaftler der Universität – u.a. Franz Eulenburgs, Paul Barths oder Eduard Sprangers – ging nicht über Ansätze hinaus.³¹

Die Periode der engsten Zusammenarbeit war also schon vorbei, als in Leipzig die Vision einer Einheitswissenschaft eine institutionelle Grundlage erhielt. Dabei stellte sich heraus, daß die Bedeutung der Stadt als „Locus“ dieser Vision nicht nur in der viel gerühmten Leipziger Atmosphäre des regen intellektuellen Austausches zwischen „town and gown“ bestand.³² Diesmal ging es um Geld. 1909 wurde das Institut für Kultur- und Universalgeschichte Lamprechts eröffnet, dem auch der Nachfolger des historisch-geographischen Seminars, das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde, angeschlossen wurde.³³ Dieses Institut wurde durch Beiträge seitens der Honoratioren der Leipziger Wirtschaft und Politik mit finanziert. Das Institut war aber auch als Modell für ein großartiges Netz geisteswissenschaftlicher Institute an der Leipziger Universität konzipiert, das letzten Endes dem Zustandebringen einer gemeinsamen Kulturwissenschaft gewidmet werden sollte. Kurz vor Ausbruch des Krieges gelang es Lamprecht, wiederum mit Hilfe privater Geldgeber in Leipzig,

die König-Friedrich-August Stiftung ins Leben zu rufen, die, obwohl in viel kleinerem Maße als erhofft, 22 derartige Institute unterstützte, an der Spitze ein Institut für Ethnologie, Wundts Institut für experimentelle Psychologie und Lamprechts Institut für Kultur- und Universalgeschichte.³⁴

Im Verlauf der Verhandlungen, die zu diesem Ergebnis führten, mußte Lamprecht mit dem erbitterten Widerstand der eigenen Fakultät kämpfen. Die meisten Kollegen waren schon längst an den Punkt gelangt, an dem sie die Ideen des Historikers nicht mehr ernst nahmen und wo alle Rede von „Energetik“, „Psychogenese“ oder „Kulturgeschichte“ wie ein rotes Tuch auf sie wirkte.³⁵ Diese Reaktion war aber nicht nur in der Leipziger Fakultät verbreitet; sie entsprach etwa dem schon damals herrschenden wissenschaftlichen Urteil über die methodologischen Schwächen, die die Bestrebungen des Leipziger Kreises unterminierten. Als ein Physiker einmal merkte, daß Ostwalds Begriff der Energie mindestens sieben verschiedene Bedeutungen umfaßte, deutete er auf die schon damals allgemein erkannte Neigung der Leipziger Gelehrten hin, eher großzügig als vorsichtig mit Analogien umzugehen und damit phantasiereiche, aber kaum zu beweisende Übereinstimmungen zwischen den jeweiligen Forschungsbereichen anzuspüren.

Wohl das treffendste Urteil wurde von Max Weber geliefert. Seine berühmten, zwischen 1904 und 1908 veröffentlichten erkenntnistheoretischen Aufsätze waren in mancher Hinsicht eine Abrechnung mit den Leipzigern, wie diese vor allem durch Roscher, Wundt, Lamprecht und Ostwald vertreten wurden.³⁶ In einem mal spöttischen, mal verbitterten Angriff prägte Weber das Wort „Dilettantismus“ als eine Beschreibung für die „induktive Metaphysik“, die in Leipzig als Wissenschaft galt. Den Versuch, die „objektiven“ Gesetze der Kulturentwicklung festzustellen, verurteilte er als einen kaum verhüllten Hegelianismus, oder, wie es damals bei ihm hieß, als „Emanatismus“: als ein Verfahren, in dem sich der Anspruch auf empirische Gültigkeit nicht aufrechterhalten ließ, weil der ahnungslose Wissenschaftler dabei nur die eigene Metaphysik und die eigenen Werturteile auf eine vermeintlich objektive Wirklichkeit von außen her übertragen hatte.

Das spätere wissenschaftliche Urteil über die Arbeit des Leipziger Kreises hat dem Soziologen alles in allem Recht gegeben. Schon nach Ende des großen Methodenstreites wurde Lamprecht aus der historischen Zunft verbannt, wo er bis vor kurzem fast in Vergessenheit geblieben ist. Büchers Arbeiten konnten nicht dem Schicksal entgehen, das der histori-

schen Nationalökonomie im allgemeinen nach Ende des Ersten Weltkrieges widerfuhr.³⁷ Obwohl Wundt bis heute als Pionier anerkannt bleibt, gerieten seine philosophischen Ansichten auch in Vergessenheit, als sich die experimentelle Psychologie in Deutschland weiterhin in die Richtung einer praktischen, angewandten Disziplin entwickelte.³⁸ Ostwald erhielt zwar 1909 den Nobelpreis für seine katalytischen Experimente, aber seine Energetik war schon dahin, nachdem Planck und Einstein die physikalisch-theoretische Grundlage seiner Ansichten zerstört hatten. Ratzels Theorien war ein längeres Leben vergönnt, bis sie schließlich politisch diskreditiert wurden durch die Art und Weise, wie die Nationalsozialisten seine „politische Geographie“, vor allem den Begriff des Lebensraums, in die Wirklichkeit umzusetzen versuchten.³⁹

Es liegt also nahe, vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte den Bestrebungen des Leipziger Kreises kaum mehr als Kuriositätswert zuzuschreiben. So zu verfahren heißt aber über den historischen Kontext hinwegzusehen, in dem diese späten Söhne der Aufklärung Widerstand gegen die schon damals einsetzende Fragmentierung der Wissenschaft leisteten. Ihre Bestrebungen galten dem Versuch, eine den verschiedenen Wissenschaften gemeinsame Sprache aufzubauen. Ihren vielen Kritikern war es eher gelungen, die fragwürdigen Prämissen dieses Versuches und die methodologischen Fehler des in Leipzig stattfindenden interdisziplinären Zwiegesprächs anzugreifen, als eine alternative Grundlage für ein solches Zwiegespräch anzubieten. In dieser Hinsicht ist abschließend der Hinweis angebracht, daß Thomas Kuhns Paradigmatheorie der „Scientific Revolutions“, die heute wohl eine solide Grundlage des Dialogs zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern verspricht, vor hundert Jahren in den wissenschaftsgeschichtlichen Theorien der Leipziger Gelehrten deutlich vorhergesehen wurde:⁴⁰

- 1 Dieser Aufsatz bringt die gekürzte Fassung eines Beitrages, „Das Leipziger-Positivistischen Kränzchen um die Jahrhundertwende“, der demnächst erscheint in: *Idealismus und Positivismus. Die Grundspannung in Kultur und Kulturwissenschaft um 1900*, hrsg. R. vom Bruch u. a., Stuttgart 1995. Vgl. R. Chickering, Karl Lamprecht. *A German Academic Life (1856-1914)*. Atlantic Highlands, NJ 1993, bes. S. 294ff.
- 2 *Historisches Archiv der Stadt Köln*, Nachlaß Gustav von Mevissen, Lamprecht an Mevissen, 23.12.1891.
- 3 UB Bonn, NL Aloys Schulte, Lamprecht an Schulte, 24.1.1895; K. Bücher, *Worte zum Gedächtnis an Karl Lamprecht*, Leipzig 1915, S. 10-11.
- 4 W. Goetz, Walter Goetz, in: S. Steinberg (Hrsg.), *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, 2 Bde., Leipzig 1925. Bd. 1, S. 154f.; vgl. L. J. Pongratz u. a.

Der „Leipziger Positivismus“

- (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen*, Berlin 1972, S. 313.
- 5 Vgl. W. Ostwald, *Lebenslinien*, Bd. 2, S. 90; H. Schönebaum, *Karl Lamprecht. Leben und Werk eines Kämpfers um die Geschichtswissenschaft 1856-1915*, Unveröff. MS, UB Bonn, S. 366; W. Hellpach, *Wirken in Wirren. Lebenserinnerungen*, 2 Bde., Hamburg 1948-49, Bd. 1, S. 169.
 - 6 H. Stuart Hughes, *Consciousness and Society. The Reorientation of European Social Thought 1890-1930*, New York 1958; Smith, *Politics and the Sciences of Culture*; vgl. F. Fiedler, *Methodologische Auseinandersetzungen in der Zeit des Übergangs zum Imperialismus*, in: J. Streisand (Hrsg.), *Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft*, 2 Bde., Berlin 1965, Bd. 2, S. 153-78.
 - 7 W. Windelband, *Geschichte und Naturwissenschaft*, in: *Präludien. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte*, 2 Bde., Tübingen 1921, Bd. 1, S. 136-60; vgl. G. Oakes, Weber and Rickert. *Concept Formation in the Cultural Sciences*, Cambridge, Mass. und London 1988.
 - 8 Smith, *Sciences of Culture* (Anm. 6), S. 205.
 - 9 *Deutsche Geschichte*, Bd. 4, S. 133f.
 - 10 Vgl. W. Wundt, *Grundriß der Psychologie*, Leipzig 1896.
 - 11 K. Lamprecht, *Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik*, in: *Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (n.F.), 1 (1896-97), S. 75-150.
 - 12 Vgl. W. Wundt, *Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung*, 2. Aufl., 2 Bde., Stuttgart 1893-95, Bd. 2, 2, S. 321-28.
 - 13 So F. Rachfahl, *Über die Theorie einer „kollektivistischen“ Geschichtswissenschaft*, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und der Statistik*, 68 (1897), S. 659-89.
 - 14 K. Lamprecht, *Die Psychisierung der Wirtschaftsstufen*, in: *Zeitschrift für Kulturgeschichte*, 9 (1902), S. 365-449.
 - 15 W. Ostwald, *Meine Freundschaft mit Karl Lamprecht. Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft*, in: *Neue Leipziger Zeitung*, 26.7.26; vgl. ders., *Lebenslinien*, Bd. 2, S. 103ff.
 - 16 W. Wundt, *Logik* (2. Aufl.), Bd. 2, 1, S. 409f., 424f., 513f.
 - 17 Vgl. ebenda, Bd. 2, 1, S. 499-504; Bd. 2, 2, 321-28; W. Ostwald, *Lebenslinien*, Bd. 2, S. 104f.; W. Wundt/M. Klinger, *Karl Lamprecht. Ein Gedenkblatt*, Leipzig 1915, S. 9. 13; K. Lamprecht, *Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge*, Freiburg i. Br. 1905.
 - 18 L. Schorn-Schütte, *Territorialgeschichte - Provinzialgeschichte - Landesgeschichte. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Landgeschichtsschreibung*, in: H. Jäger u.a. (Hrsg.), *Civitatium communitas. Studien zu europäischen Städtewesen*, Köln/Wien 1984, S. 410.
 - 19 Vgl. ebenda, S. 395f.
 - 20 UB Bonn, NL Karl Lamprecht (Korr. 59), *Karl Lamprecht an Hugo Lamprecht*, 31.1.03; F. Ratzel, *Ethnographie und Geschichtswissenschaft in Amerika, mit einem Zusatz von K. Lamprecht*, in: *Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (n.F.), 2 (1897-98), S. 65-74; F. Ratzel, *Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive*, in: *Historische Zeitschrift*, 93 (1904), S. 1-46.
 - 21 Vgl. F. Curschmann, *Die Entwicklung der historisch-geographischen Forschung in Deutschland*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 12 (1916), S. 286-96; L. Schorn-Schütte, *Territorialgeschichte* (Anm. 35), S. 406ff.
 - 22 Vgl. W. M. Simon, *European Positivism in the Nineteenth Century. An Essay in Intellectual History*, Ithaca, N.Y. 1963, bes. S. 244-54.
 - 23 E. Bernheim, *Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft*, in: *Pädagogische Zeit- und*

Roger Chickering

- Streitfragen, 10 (1899), S. 1-56.
- 24 Vgl. H. Schnädelbach: *Philosophy in Germany 1831-1933*, Cambridge 1984, S. 169-80; G. Lehmann, *Geschichte der Philosophie*, VIII. Die Philosophie des 19. Jahrhunderts, 2 Bde., Berlin 1953, Bd. 2, S. 20-29.
 - 25 F. Ratzel, *Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde*, 2 Bde., Leipzig 1901-1902.
 - 26 K. Lamprecht, *Deutsche Geschichte*, Bd. 8, S. 382.
 - 27 W. Ostwald, *Zur Einführung*, in: *Annalen der Naturphilosophie*, I (1902), S. 1-4.
 - 28 N. R. Holt, *The Social and Political Ideas of the German Monist Movement 1871-1914*, Diss. phil., Yale 1967.
 - 29 R. vom Bruch, *Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Publizistik als Wissenschaft im späteren Deutschen Kaiserreich*, in: *Publizistik*, 25 (1980), S. 579-607.
 - 30 Vgl. K. Lamprecht, *Moderne Geschichtswissenschaft*, S. 19f.
 - 31 UB Bonn, NL Karl Lamprecht (Korr. 55), Lamprecht an Wundt, 24.6.1912: ebda. (Korr. 5), Barth an Lamprecht, 2.3.1905; ebenda. (Korr. 48), Lamprecht an Spranger, 22.1.1912; Spranger an Käthe Hadlich, 16.10.1911, in: H. W. Bähr (Hrsg.), *Eduard Spranger. Briefe 1901-1963*, Tübingen 1978, S. 54; vgl. auch S. D. Schultz, *History as a Moral Force against Individualism. Karl Lamprecht and the Methodological Controversies in the German Human Sciences 1880-1914*, Diss. Phil., Chicago 1985, S. 79f.
 - 32 Vgl. L. Brentano, *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands*, Jena 1931, S. 148.
 - 33 Chickering, Lamprecht (Arm. 1), S. 350-60; H. Weißbach, *Die Entwicklung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bzw. der Abteilung Allgemeine Geschichte der Neuzeit des Instituts für Allgemeine Geschichte von 1909 bis 1969*, Diplomarbeit, Leipzig 1979.
 - 34 Universitätsarchiv Leipzig, *Bep. I^a* Nr. 104, Bd. 2, *Urkunde über die König-Friedrich-August-Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig*, 31.1.1914; vgl. H. Haas, *König-Friedrich-August Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig (Sächsische Staatliche Forschungsinstitute)*, in: L. Brauer u.a. (Hrsg.), *Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele*, 2 Bde., Hamburg 1930, Bd. 1, S. 374-86.
 - 35 NL Lamprecht (UL 10), Wundt an Lamprecht, 1.7.1911; M. Braubach, *Aus Briefen Karl Büchers und Aloys Schultes: Ein Beitrag zur deutschen Wissenschaftsgeschichte zwischen 1890 und 1925*, in: O. Brunner u.a. (Hrsg.), *Festschrift Hermann Aubin zum 80. Geburtstag*, 2 Bde., Wiesbaden 1965, Bd. 1, S. 401f.
 - 36 M. Weber, Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie, in: M. Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wirtschaftslehre*, hrsg. von J. Einckelmann, Tübingen 1982, S. 1-145; „Energetische“ Kulturtheorien, in: ebenda, S. 376-402.
 - 37 R. vom Bruch, *Weiterführung den Schmollerschen und Lamprechtschen Traditionen in der Weimarer Republik?* in: G. Diesener (Hrsg.), *Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute*, Leipzig 1993, S. 225-241.
 - 38 Vgl. M. G. Ash, *Academic Politics in the History of Science. Experimental Psychology in Germany 1879-1914*, in: *Central European History*, 13 (1980), S. 255-86.
 - 39 W. D. Smith, *Friedrich Ratzel and the Origins of Lebensraum*, in: *German Studies Review*, 3 (1980), S. 51-68; M. Korinman, *Quand l'Allemagne pensait le monde. Grandeur et décadence d'une géopolitique*, Paris 1990, S. 33-85.
 - 40 T. S. Kuhn, *Second Thoughts on Paradigms*, in: *The Essential Tension. Selected Studies in*

„Leipziger Positivismus“

ge, Chicago und London 1977, S. 293-313; K. Bayertz, *Wissenschaftsbegriff*, Stuttgart 1981. Vgl. W. Ostwald, *Lebensrecht*: Deutsche Geschichte, Bd. 10, S. 318.

„Scientific History“ in den Vereinigten Staaten. Sozialer Evolutionismus als Theoriemodell

Herbert Baxter Adams, Professor an der Johns Hopkins University und gegen Ende des 19. Jhs. der wohl angesehenste professionelle Historiker der Vereinigten Staaten, hatte eine Vorliebe dafür, das geschichtswissenschaftliche Arbeiten mit Metaphern aus dem Bereich der Naturwissenschaften zu charakterisieren. In einem offiziellen Bericht beschrieb er die Atmosphäre in seinem berühmten „seminary“ folgendermaßen: „The Baltimore seminaries are laboratories where books are treated like mineralogical specimens, passed about from hand to hand, examined and tested.“¹ Man mag diese ungewöhnliche Schilderung eines Geschichtsseminars als Kuriosität abtun, man kann aber auch versuchen, von ihr ausgehend Rückschlüsse auf Herbert Baxter Adams' Selbstverständnis als Geschichtswissenschaftler zu ziehen. Dann wird man zu dem Ergebnis kommen, daß diesem durchaus als repräsentativ anzusehenden Fachhistoriker die Naturwissenschaften als eine Norm erschienen, an denen sich die Historie zu messen hatte, wollte sie gleichwertig als universitäre Disziplin anerkannt werden. Daraus erwächst eine weitergehende Frage danach, inwieweit ein Historiker wie Herbert Baxter Adams nicht nur die Arbeitsweisen, sondern auch Theoriemodelle der Naturwissenschaften als richtungsweisend für die sich ausbildende Geschichtswissenschaft angesehen hat, oder ob er spezifisch geisteswissenschaftliche Leitideen als verbindlich betrachtete. Mit diesen Fragen nähern wir uns dem Problembereich an, den ich im folgenden diskutieren werde: Unter welchen Vorzeichen vollzog sich die Verwissenschaftlichung der Historie in den Vereinigten Staaten? Welche Leitideen verfolgten amerikanische Historiker des späten 19. Jhs., als sie die Geschichte als Wissenschaft gleichwertig neben den Naturwissenschaften etablieren wollten? Sahen sie die in der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jhs. vorherrschenden Leitlinien als vorbildlich an oder rezipierten sie vornehmlich außerdeutsche Einflüsse? Inwieweit kann die amerikanische historiographische Entwicklung als

wicklung als Ausprägung einer „Geschichtswissenschaft neben dem Historismus“ verstanden werden?

Diese Fragen werde ich in fünf Schritten diskutieren: Zunächst werde ich auf die von den zur Jahrhundertmitte tonangebenden Historikern entwickelten Ausgangspunkte eingehen, dann auf vier verschiedenen Ebenen den Weg zur Verwissenschaftlichung der amerikanischen Historie untersuchen: Der Einfluß des Positivismus Comtes und Buckles, die Einwirkung der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jhs., die Rezeption des sozialen Evolutionismus besonders Spencers, und schließlich die Weiterentwicklung dieser Ansätze in der „Progressive History“ des frühen 20. Jhs.

Zwei Bemerkungen zur Begrifflichkeit möchte ich vorausschicken: Wenn ich im folgenden von „Verwissenschaftlichung“ spreche, behandle ich diesen Terminus nicht als gleichbedeutend mit „Professionalisierung“. Gerade im Falle der amerikanischen Geistesgeschichte ist es wichtig, diese beiden Phänomene zu trennen.² „Professionalisierung“ – also die Einrichtung universitärer Forschungs- und Lehrinstitute sowie die Entwicklung einer fachlichen Ausbildung und eines Fachgelehrtentums – geschah in Amerika vergleichsweise spät; in einem langsamen Tempo in den Jahrzehnten nach dem Bürgerkrieg.³ Bekenntnisse zu einer wissenschaftlich betriebenen Historie und Versuche, diese zu verwirklichen gab es dagegen unabhängig davon schon früher. Bis ins letzte Jahrzehnt des 19. Jhs. waren es oft nichtprofessionelle – also weder fachlich ausgebildete noch an einer Universität tätige – Historiker, die die interessantesten und gelungensten Realisierungen einer „science of history“ unternahmen. Dies leitet über zur zweiten Begriffsklärung: „Scientific History“ ist – nach meinem Kenntnisstand – kein zeitgenössischer Terminus; spätere Kritiker führten ihn ein, um die gegen Ende des 19. Jhs. wirksame Historikerrichtung zu kennzeichnen.⁴ Die Zeitgenossen selbst sprachen dagegen zumeist von dem Streben nach einer „science of history“, wenn sie ihren Zugang zur Geschichte charakterisierten.

1. Geschichtsschreibung der Jahrhundertmitte

Die tonangebenden amerikanischen Historiker des früheren 19. Jhs. waren zumeist „gentlemen of wealth and letters“, also wohlhabende Amateure, die auf die stilistische Gestaltung ihrer Werke ebenso großen Wert legten wie auf die Zuverlässigkeit der getroffenen Aussagen. Einige von ihnen verstanden die Geschichtsschreibung als „romantic art“ und wählten

dramatische, handlungsstarke Sujets für ihre Werke. So beschrieb William Hinckling Prescott die spanische Eroberung Mittelamerikas; Francis Parkman erzählte in einem monumentalen Werk den langen Kampf zwischen Frankreich und England um die Vorherrschaft in Nordamerika sowie die damit verbundene Zurückdrängung und Dezimierung der Indianer.⁵

Das für die Geisteshaltung der Zeitgenossen wohl repräsentativste Werk über die Geschichte der Vereinigten Staaten schrieb George Bancroft (1800–1891). Der Sohn eines neuenglischen Klerikers blieb dabei ganz der durch den Puritanismus begründeten providentiellen Geschichtsauffassung verbunden. Nach seiner Auffassung hatte göttliche Vorsehung den Vereinigten Staaten zu einer der Alten Welt moralisch überlegenen Zivilisation verholfen. Mit seiner großen Nationalgeschichte wollte er zeigen, wie „a favoring Providence, calling our institutions into being, has conducted the country to its present happiness and glory.“⁶ Obgleich er intensive Quellenforschung betrieb, konnte sein Werk weder vom seine:n Anspruch noch von seinem Sachgehalt her als richtungsweisender Ausgangspunkt für eine Verwissenschaftlichung der Historie gelten. Nicht der Mensch oder seine gesellschaftliche und materielle Umwelt waren für Bancroft das entscheidende *Movens* der Geschichte, sondern die Hand Gottes. Noch nach dem blutigen, die Nation spaltenden Bürgerkrieg stellte er, beglückt über den Sieg der Nordstaaten, fest: „Heaven has willed that the United States shall live.“⁷ Zur Durchsetzung einer „science of history“ bedurfte es also zunächst einer Ablösung der im amerikanischen Geistesleben tief verankerten puritanischen Geschichtskonzeption, die von einer direkten providentiellen Einwirkung in den historischen Prozeß ausging.⁸

Zwar setzte sich die Säkularisierung des amerikanischen Geschichtsdenkens erst nach dem Bürgerkrieg durch, vorbereitet wurde sie jedoch durch zwei Historiker des früheren 19. Jhs.: durch Francis Parkman und Richard Hildreth. Ersterer ließ sich nicht von dem für Bancroft charakteristischen Vorsehungsglauben und dem damit verbundenen Fortschrittsenthusiasmus leiten; er beschrieb nordamerikanische Geschichte als eine säkulare Entwicklung. Zwar betonte er die Überlegenheit der anglo-amerikanischen politischen Institutionen, machte aber zugleich auch sichtbar, daß ihre Ausbreitung über den Kontinent mit immensen, unrettbaren Verlusten – wie der Ausrottung vieler Indianerstämme – verbunden gewesen war. Parkman sah sich primär als historischer Schriftsteller an, betrieb aber eine akribische Quellenforschung, die seinem Werk in den wesentlichen Aussagen bis heute Gültigkeit verleiht.⁹ Richard Hildreth

distanzierte sich ausdrücklich von der romantischen, den literarischen Charakter der Historie betonenden Geschichtskonzeption und wollte in seiner „History of the United States“ (1849–1852) nichts als „plain facts in plain English“ berichten.¹⁰ Seinen wehranschaulichen Hintergrund bildete nicht der neuenglische Puritanismus, sondern der Utilitarismus Jeremy Benthams, dessen „Theory of Legislation“ er ins Englische übersetzt hatte. Er betonte deshalb die geschichtsbestimmende Wirkung eigennütziger Motive des Menschen, wie die Vermeidung von Schmerz, das Streben nach Vergnügen und wirtschaftlichem Erfolg.¹¹ So versuchte er Jahrzehnte bevor sich diese Auffassung innerhalb der Geschichtsschreibung breit machte, sichtbar zu machen, wie sehr ökonomische Interessen die Entstehung der amerikanischen Bundesverfassung beeinflußt hatten: Hildreth, ein von seinen Zeitgenossen wenig geschätzter Außenseiter unter den Historikern der Jahrhundertmitte, konnte somit am ehesten für eine spätere Generation von „scientific historians“ ideengebend wirken.

2. Der Einfluß des Positivismus

Während die literarisch orientierte Historie in ihrer puritanischen oder romantischen Ausrichtung die historiographische Produktion der Jahrhundertmitte noch weitgehend dominierte, fand ein Theoriemodell in den Vereinigten Staaten erste Verbreitung, das als Ausgangspunkt einer „science of history“ dienen konnte: Der Positivismus Comtes. Das Denken des französischen Soziologen wies einen Weg zur Säkularisierung der Geschichte, insofern es die Gesellschaft als Triebkraft des historischen Prozesses in den Mittelpunkt rückte und dazu aufrief, von den aus empirischer Forschung gewonnenen Erkenntnissen ausgehend verallgemeinernde Gesetze über den Geschichtsablauf aufzustellen. Eine solchermaßen als Gesetzeswissenschaft verstandene Historie mochte den Anspruch erheben, mit einer dem Habitus der Naturwissenschaften vergleichbaren Selbstsicherheit Aussagen über die Vergangenheit und Prognosen für die Zukunft zu treffen.

Daß Comte in Amerika eine besonders enthusiastische Aufnahme fand, läßt sich im internationalen Vergleich nicht feststellen.¹² Es war John Stuart Mill, der mit seinem „System of Logic“ (1843) den französischen Denker jenseits des Atlantiks erstmals bekannt machte; die Auswahlübersetzung seines „Cours de Philosophie Positive“ von Harriet Martineau (1853) schuf eine Grundlage für die weitere Diskussion seiner Gedan-

ken.¹³ Man kann sagen, daß Comte in Amerika zunächst nicht als möglicher Ideengeber einer „science of history“ aufgenommen wurde, sondern vor allem als Religionskritiker und Schöpfer einer neuen philosophischen Weltanschauung. Als solcher wurde er etwa von dem Historiker George Frederick Holmes wahrgenommen, der in den fünfziger Jahren des 19. Jhs. zahlreiche von kritischer Sympathie getragene Aufsätze über ihn verfaßte.¹⁴ Und der eifrigste Propagandist des französischen Denkers in den Vereinigten Staaten, Henry Edger, unternahm den skurrilen Versuch, von der sektiererischen Kolonie „Modern Times“ auf Long Island aus das Land zur Comteschen „Religion of Humanity“ zu bekehren.¹⁵

Zu einer größeren Wirkung des Positivismus auf das amerikanische historische Denken kam es erst durch die Publikation von Henry Thomas Buckles „History of Civilization in England“ (1857 und 1861). Dieser hatte sich, angeregt durch Comte und besonders John Stuart Mill, die Aufgabe gestellt, „für die Geschichte der Menschen etwas zustande zu bringen, das dem entspräche oder doch vergleichbar wäre, was andere Forscher in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften verwirklicht haben“, nämlich die Gesetze aufzuzeigen, nach denen sich die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft vollzog.¹⁶ Er betonte in seinem Werk, wie sehr materielle Faktoren wie Klima, Nahrung, Boden und allgemeine Naturerscheinungen die Entwicklung des menschlichen Intellekts – welcher nach seiner Auffassung für den zivilisatorischen Fortschritt verantwortlich war – prägten. Während seine Ideen in Europa vielfach auf Skepsis und vehemente Ablehnung stießen, fand er in Amerika zahlreiche enthusiastische Befürworter, unter ihnen prominente Historiker wie Henry Adams, Theodore Parker und John Fiske.¹⁷ So rühmte ihn etwa Andrew Dickson White, erster Präsident der *American Historical Association*, als einen Historiker, der „some of the most important moral and political lessons to our present world“ erteilt habe.¹⁸

Der erste amerikanische Autor, der den Versuch unternahm, eine vom Positivismus Comtes und Buckles inspirierte Geschichtswissenschaft zu realisieren, war John William Draper (1811–1882). In seinem wohl einzigartigen geistigen Werdegang verkörpert er auf intensive Weise das Bemühen, auf dem Wege der Annäherung zwischen Naturwissenschaften und Geschichte die Grundlage für eine „science of history“ zu entwickeln. Draper war von seiner Ausbildung her Mediziner, seit 1840 lehrte er in New York „Chemistry and Physiology“; seine Interesse galt darüber hinaus verschiedensten Bereichen der Naturwissenschaft und Technik – so gehörte er zu den Pionieren der entstehenden Photographie. In den fünfziger

„Scientific History“ in den Vereinigten Staaten

Jahren wandte er sich der Geistesgeschichte zu, getragen von dem Bewußtsein, daß ihm weitreichende Erkenntnisse über die Entwicklung des menschlichen Intellekts gelingen würden, wenn er die Erkenntnisse seiner Fachgebiete in die Erforschung der Geschichte einbringen würde.¹⁹ Erstes Resultat seiner Bemühungen war seine „History of the Intellectual Development of Europe“ (1858 abgeschlossen, erschienen 1863), die vom antiken Griechenland bis zur Gegenwart reichte. In diesem Werk war für ihn die Überzeugung leitend, daß der Kosmos der menschlichen Geschichte ebenso wie die Natur von erkennbaren, unwandelbaren Entwicklungsgesetzen bestimmt war. „Social advancement is as completely under the control of natural law as is bodily growth,“ stellte er fest.²⁰ Stärker noch als Buckle betonte er, wie prägend die geographische und besonders klimatische Umwelt für die intellektuelle Entwicklung des Menschen war. Das geistige Werden Europas strukturierte er anhand eines zyklischen Stufenmodells, welches die Comtesche Stadientheorie variierte: Den menschlichen Lebensaltern vergleichbar durchschritten die europäischen Kulturen zunächst ein jugendliches „Age of Inquiry“, in dem man sich mit der Entdeckung der physischen Umwelt befaßte, darauf folgte ein von unreflektierter Religiosität geprägtes „Age of Faith“, welches abgelöst wurde durch das in Europa gegenwärtig noch andauernde „Age of Reason“. Notwendig darauf folgen würde, so prognostizierte Draper, ein dem menschlichen Greisenalter vergleichbares Verfallsstadium, das „Age of Decrepitude“, woraufhin sich an einem anderen Ort ein neues Zentrum menschlicher Zivilisationsentwicklung bilden würde.²¹

In seinem zweiten großen Geschichtswerk versuchte Draper, seine Theorie von der Prägung der äußeren Umwelt für die Interpretation der amerikanischen Geschichte nutzbar zu machen. Kurz nach Beendigung des Bürgerkriegs verfaßte er eine Geschichte der Ursachen und des Verlaufs der Auseinandersetzung, in der er eindringlich darauf verwies, wie sehr die unterschiedlichen natürlichen Bedingungen von Nord- und Südstaaten den Konflikt zwischen den beiden Regionen verursacht hatten. Das heiße Klima des Südens, so seine Deutung, hatte in den weißen Siedlern eine Tendenz zur Arbeitsscheue geweckt, so daß sie auf die Idee verfielen, Sklaven zu beschäftigen; zudem hatten die Bodenbedingungen der Region die Plantagenwirtschaft – die ja nur mit großen Mengen an billigen Arbeitskräften gewinnbringend zu verwirklichen war – ermöglicht. Im Norden dagegen begünstigte die Landesnatur eine von individuellen Farmern getragene Agrarwirtschaft; das rauhe Klima verlieh den Siedlern Selbstvertrauen und den Willen, durch selbständige Arbeit den

Lebensunterhalt zu verdienen. Indem er auf diese Weise die Ursachen der Auseinandersetzung aus scheinbar „objektiven“, überindividuellen Faktoren erklärte, wollte er dazu beitragen, die feindseligen Leidenschaften zu besänftigen, die in Folge des Krieges eine dauerhafte Aussöhnung zwischen Norden und Süden immernoch behinderten. Drapers „science of history“ verfolgte somit ein politisch-pädagogisches Ziel: Folgte man seiner Interpretation, konnte man keiner der Kriegsparteien eine direkte Schuld zuweisen. Darüber hinaus zeigte er auf, wie man eine gewalttätige Auseinandersetzung zwischen den Regionen hätte verhindern können: Wenn man frühzeitig wissenschaftliche Kenntnisse über die unterschiedlichen Naturbedingungen der Landesteile gesammelt hätte, hätte man auf einen verstärkten Austausch und eine Vermischung zwischen Nord und Süd hinwirken und auf diese Weise eine Eskalation des Konflikts unterbinden können. Somit nahm er der Krieg ungeachtet seines Umwelteterminismus nicht als einen „irrepressible conflict“ wahr, wie man es gemeinhin tat.²² Für unser Thema bleibt festzuhalten, daß es Draper mit seiner Bürgerkriegsgeschichte gelang, Elemente einer positivistischen Historie – Aufdeckung der Gesetze der Geschichte, Klimatheorie, gesellschaftsbezogene Sicht des historischen Entwicklungsprozesses – in die Interpretation der amerikanischen Geschichte einzuführen und auf diese Weise neue Anknüpfungspunkte für eine „science of history“ bereitzustellen.

3. Die Wirkung der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts

Im Gegensatz zum Einfluß des Positivismus ist die amerikanische Rezeption der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jhs. (speziell des deutschen Historismus) vielfach erforscht und diskutiert worden.²³ Ich kann mich deshalb hier auf einige Grundlinien beschränken. Unbestritten ist die Tatsache, daß die in der deutschen Geschichtswissenschaft besonders hoch entwickelte quellenkritische Methode sowie die an deutschen Universitäten praktizierten Formen der fachlichen Ausbildung von vielen amerikanischen Historikern als vorbildlich für eine Verwissenschaftlichung der Geschichte angesehen wurden. Nach dem Bürgerkrieg gingen zahlreiche junge Amerikaner zum Geschichtsstudium nach Deutschland; einige von ihnen hörten in Berlin Droysens Vorlesungen zu den methodisch-theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Zurückgekehrt nach Amerika, machten sie es sich zur Aufgabe, die quellenorientierte

Lehrmethode des Seminars an den dortigen Universitäten einzuführen. Charles Kendall Adams gründete 1869 an der University of Michigan das erste amerikanische historische Seminar; in den siebziger Jahren wurden Seminare in Harvard, Columbia und Johns Hopkins eingerichtet.²⁴ Wie ich gezeigt habe, hatten bereits romantische Historiker wie Parkman intensive Quellenforschung betrieben und es zumeist auch für nötig befunden, ihre Erkenntnisse anhand eines Anmerkungsapparats zu belegen. Für die nach dem Bürgerkrieg zur Wirkung kommende Generation wurde indes der stete Bezug auf Quellen und die wissenschaftliche Gestaltung ihrer Texte zur Grundlage ihres Selbstverständnisses als „scientific historians.“ Albert Bushnell Hart etwa äußerte, daß seriöse Historiker „never open their mouths without a footnote to a trustworthy original.“²⁵

Umstritten unter Historiographieforschern ist die Frage, inwiefern nicht nur die methodischen und wissenschaftsorganisatorischen Errungenschaften Deutschlands nach Amerika verpflanzt wurden, sondern auch die geschichtstheoretischen Konzeptionen des deutschen Historismus, insbesondere Rankes. So hat Georg G. Iggers behauptet, man habe Ranke in Amerika zumeist als Exponent einer rein faktenorientierten, an bloßem Tatsachenwissen orientierten Geschichtsauffassung mißverstanden. Die meisten amerikanischen Historiker, so Iggers, kannten von Ranke nicht viel mehr als seinen berühmten Ausspruch, er wolle „blos zeigen, wie es eigentlich gewesen“, und sahen darin eine Bestätigung ihres an möglichst kommentarloser Faktenrekonstruktion interessierten Wissenschaftsverständnisses.²⁶ Dorothy Ross hingegen hat gegenüber dieser These argumentiert, daß einige amerikanische Historiker sehr wohl zu einem tiefergehenden Verständnis Rankes vordrangen und erkannten, wie sehr dieser am Ideal der Universalgeschichte orientiert gewesen war.²⁷ Ich halte die These von Iggers in ihren Grundlinie dennoch für zutreffend: Weder kann man von einer *breiten* Akzeptanz der idealistischen Geschichtsauffassung Rankes unter den „scientific historians“ sprechen, noch läßt sich feststellen, daß sie für die weitere Entwicklung der amerikanischen Geschichtswissenschaft um die Jahrhundertwende und im 20. Jh. eine besondere Bedeutung hatte. Außerdeutsche Einflüsse, insbesondere der soziale Evolutionismus, wurden hierfür wichtiger.

4. Die Rezeption des sozialen Evolutionismus

Daß der soziale Evolutionismus in keinem europäischen Land so positiv aufgenommen und weiterentwickelt wurde wie in den Vereinigten Staaten, ist seit langem bekannt. Richard Hofstadter hat erstmals 1944 in einer Studie sichtbar gemacht, wie die neuen biologischen Lehren der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in verschiedenste Bereiche des Geisteslebens – besonders in die Philosophie und in die Sozialwissenschaften – Eingang fanden. Er beschrieb die Anwendung entwicklungsbiologischer Lehren auf die Sozialwissenschaften allgemein als „Sozialdarwinismus“.²⁸ Dies ist, wie sich gezeigt hat, eine ungenaue Begriffsbestimmung, denn viele auch von ihm diskutierte Gesellschaftsdenker hatten die Kernstücke der Darwinschen Theorie – nämlich seine Selektionslehre und seine These, daß Evolution nicht zielgerichtet-progressiv verläuft – überhaupt nicht akzeptiert. Präziser spricht man deshalb von sozialem Evolutionismus; auf diese Weise läßt sich auch kenntlich machen, daß in Amerika nicht Darwin der wichtigste Ideengeber für die gesellschaftstheoretische Anwendung der Evolutionslehre war, sondern Herbert Spencer.²⁹ Der englische Soziologe hatte die Lehre, daß die Gesellschaft biologischen Organismen vergleichbar sei und sich gemäß natürlichen Gesetzen entwickle, in seinem umfangreichen Werk popularisiert. Ausgehend von der Überzeugung, daß zwischen der Entwicklung natürlicher Organismen und der menschlicher Gesellschaften enge Parallelen bestünden, formulierte er ein Grundgesetz der Evolution: Organismen, soziale wie natürliche, entwickelten sich schrittweise und anwachsend, in einem stetigen Aufstieg von einfachen und unspezialisierten zu immer komplizierteren, ausdifferenzierten und an die Umweh fortschreitend besser angepaßten Formen. Soziale Evolution war für ihn also gleichbedeutend mit gesellschaftlichem Fortschritt.³⁰

Spencer, der in seinem Heimatland kein besonders hohes Ansehen genoß, war im Amerika des späteren 19. Jhs. hochgeehrt und gelangte zu einem immensen Einfluß. „He has so thoroughly imposed his idea [of evolution]“, schrieb der Philosoph John Dewey rückblickend im Jahre 1904, „that even non-Spencerians must talk in his terms and adjust their problems to his statements.“³¹ Verschiedene Autoren haben zwar die Rezeption des Spencerschen Evolutionismus in den Sozialwissenschaften nachgezeichnet,³² seine Wirkung auf die entstehende Geschichtswissenschaft ist indes bislang kaum untersucht worden.³³

Auf welche Weise wurde nun der soziale Evolutionismus von den Historikern des späteren 19. Jhs. nutzbar gemacht, um dem Ziel einer

„science of history“ näher zu kommen? Bevor ich diese Frage diskutiere, möchte ich auf eine Ausgangsbedingung für die historiographische Rezeption der Evolutionstheorie hinweisen: Indem die positivistische Geschichtsschreibung Buckles in Amerika weitgehend auf Zustimmung gestoßen war, war das Terrain für eine freundliche Aufnahme des Evolutionismus bereits vorbereitet. Denn beide entwicklungsgeschichtlichen Erklärungsmodelle – Buckle wie Spencer – beharrten darauf, daß es erkennbare Gesetze des historischen Prozesses gab, daß Umweltfaktoren einen prägenden Einfluß auf den Geschichtsverlauf nahmen, und daß die Gesellschaft stärker als einzelne Individuen in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung gerückt werden mußte. Beide Theoriemodelle divergierten somit gleichermaßen von den unter den Auspizien des Historismus in Deutschland vorherrschenden Leitideen.

Die Anwendung der Evolutionslehre auf die Geschichte eröffnete nun in den Augen der zeitgenössischen Historiker eine faszinierende Möglichkeit, die Verwissenschaftlichung der Geschichte voranzutreiben. Indem man die biologischen Lehren, die nach einer verbreiteten Anschauung wissenschaftlichen Fortschritt schlechthin verkörperten, für die Interpretation der Geschichte nutzbar machte, konnte die junge Disziplin auf ungeahnte Weise an Prestige gewinnen. So beschrieb Henry Adams 1894 rückblickend die Hoffnungen, die sich mit einer evolutionistischen Geschichtsdeutung verbanden: „No teacher with a spark of imagination or with an idea of scientific method can have helped dreaming of the immortality that would be achieved by the man who should successfully apply Darwin's method to the facts of human history.“³⁴ Anhand evolutionistischer Theorien ließ sich Geschichte als ein säkularer, in sich zusammenhängender Prozeß, als eine unendliche Kette von erklärbaren Ursachen und Wirkungen verstehen. Der für die amerikanische Historie so charakteristische Fortschrittsglaube konnte nun „wissenschaftlich“ begründet werden; man mußte nicht mehr auf eine die menschlichen Handlungen leitende göttliche Vorsehung verweisen, wie Bancroft es noch getan hatte.

Indes muß man aber feststellen, daß die „scientific historians“ zwar zahlreiche Bekenntnisse zu einer evolutionistisch inspirierten Geschichtsschreibung äußerten, aber zunächst wenig Versuche unternahmen, eine solche zu realisieren. Besonders die neuen, universitär ausgebildeten Fachgelehrten bekundeten zwar in Vorträgen, wie gewinnbringend die Evolutionslehre für die Geschichtswissenschaft sein könne; in ihren Monographien aber wagten sie es eher selten, diese Erkenntnis in die Praxis umzusetzen.

Einer von ihnen, der eingangs erwähnte Herbert Baxter Adams, erarbeitete in den achtziger Jahren einen aus heutiger Perspektive recht mißglückt, ja abwegig anmutenden Versuch, biologische Erkenntnisse in die Geschichtsschreibung einzubringen. Er hatte von 1874 bis 1876 in Heidelberg bei Johann Kaspar Bluntschli und in Berlin bei Johann Gustav Droysen studiert; von letzterem übernahm er wesentlich die methodischen Regeln der Geschichtsforschung, von Bluntschli die Überzeugung, daß die germanische Rasse in der politischen Weltgeschichte eine dominierende, prägende Rolle gespielt hatte.³⁵ Zurückgekehrt nach Amerika widmete er sich in seinem „seminary“ an der Johns Hopkins University ganz der vergleichenden Verfassungs- und Institutionengeschichte; besonders der Frage, inwieweit angelsächsische politische Organisationsformen in der amerikanischen Kolonialzeit wirksam geworden waren. Angeregt hatte ihn dazu das Werk des englischen Historikers Edward A. Freeman; dieser hatte die Theorie aufgestellt, daß das Volk der Germanen mit einer außererdtlichen Befähigung zur geordneten Staatenbildung ausgestattet gewesen war und die Entstehung des englischen Konstitutionalismus der germanischen Herkunft der Angelsachsen zu verdanken gewesen sei. Insofern erschien ihm der englische Parlamentarismus in der Tradition urgermanischer Volksversammlungen zu stehen: Freeman selbst hielt es für sinnvoll, diese Perspektive auf die Vereinigten Staaten auszuweiten und deren politische Ordnungsformen als „part of the general institutions of the Teutonic race“ zu interpretieren.³⁶

Herbert Baxter Adams übernahm diese Theorie und verband sie mit einem evolutionistischen Konzept. Nach seiner Auffassung mußte Amerika als „an organism of historic growth“ verstanden werden, „developing form minute germs, from the very protoplasm of state life.“³⁷ Die spezifische Form politischer Institutionen hatte nach seiner Auffassung ihren Ursprung in entsprechenden Keimen („germs“), welche er in Analogie zu denen biologischer Organismen sah. In einer Studie über den „Germanic Origin of New England Towns“ schrieb er 1882: „The science of Biology no longer favors the theory of spontaneous generation. Wherever organic life occurs, there must have been some seed for that life. History should not be content with describing effects when it can explain causes. It is just as improbable that free local institutions should spring up without a germ along American shores as that English wheat should have grown here without planting.“³⁸

Die Kontinuität angelsächsischer Institutionen in Amerika war also der Tatsache zu verdanken, daß deren „germs“ zunächst von Germanien nach

England und dann über den Atlantik in die Neue Welt verpflanzt worden waren. Charakteristisch für Herbert Baxter Adams' Evolutionskonzept ist somit die einseitige Betonung des genetischen Faktors im Entwicklungsprozeß, denn für ihn entfalteten sich amerikanische Institutionen nach der ihnen angeborenen Tendenz.³⁹ An seinen Ideen läßt sich darüber hinaus gut aufzeigen, was Ernst Breisach die „peculiar American synthesis“ genannt hat: Die für die amerikanische Geschichtswissenschaft typische Verbindung von Theorie- und Methodenkonzepten unterschiedlichster Provenienz. Herbert Baxter Adams berief sich gleichermaßen auf die methodischen Leitlinien der deutschen Geschichtswissenschaft, auf Interpretationsmuster der englischen Historie wie auch auf das Theoriemodell des Evolutionismus.⁴⁰

Eine wesentlich geglücktere Anwendung evolutionistischer Ideen auf die Geschichtswissenschaft findet sich indes bei Henry Adams, dem letzten amerikanischen Historiker des Typus der „gentlemen of wealth and letters.“ Adams hatte, obgleich er in einer puritanisch geprägten Lebenswelt sozialisiert worden war, bereits in seiner Jugend im neuenglischen Protestantismus keinen weltanschaulichen Halt mehr finden können und sah im Evolutionismus ebenso wie in der wissenschaftlichen Geschichtserkenntnis eine Möglichkeit, eine neue, ersatzreligiöse Verortung zu finden. In seiner „History of the United States under the Administrations of Jefferson and Madison“ machte er es sich zur Aufgabe, die frühe Entwicklung Amerikas als einen *Beispielfall* für soziale Evolution zu untersuchen. Die europäische Staatenwelt, so seine These, hat kein geeignetes Objekt für eine solche Untersuchung, denn dort hatten Mächtekonflikte und militärische Zwangslagen die gesellschaftliche Entwicklung immer wieder gestört. Nur in der Neuen Welt konnte man nach seiner Auffassung die „methodical evolution of a great democracy“ sichtbar machen. Um dem Ziel einer evolutionistischen Geschichtsschreibung nahe zu kommen, untersuchte Henry Adams in den Einleitungskapiteln seines Werks eingehend die geographischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen, unter denen die Entwicklung der amerikanischen Demokratie sich vollzogen hatte; eine Vorgehensweise, die von späteren Historikern zum Leitprinzip erhoben werden sollte. In den darauffolgenden Bänden indes beschrieb Adams in eher traditioneller Manier die politische Geschichte der beiden Präsidentschaften, ohne auf die einleitend analysierten Strukturfaktoren einzugehen. Geographie, Ökonomie und Gesellschaft wurden somit von ihm nicht als Determinanten der Politikgeschichte beleuchtet. Insofern vermochte sein Werk zwar neuartige Anknüpfungs-

punkte zu bieten, konnte aber nicht als konsequente Anwendung evolutionistischer Ideen auf die Geschichtswissenschaft gesehen werden.⁴¹

5. Ausblick: Die „Progressive History“

Man geht gemeinhin davon aus, daß die amerikanische Historie gegen Ende des 19. Jhs. ebenso wie viele europäische Geschichtswissenschaften in eine Phase des Umbruchs geriet, in der die bis dahin gültigen Leitlinien kritisiert und durch neuartige abgelöst wurden. Diese Einschätzung ist zutreffend, insofern die um 1900 zur Wirkung kommenden Historiker das von den „scientific historians“ hochgehaltene Dogma „History is past politics“ angriffen und für eine Erweiterung des Gegenstandsbereichs der Geschichte eintraten. Sie entwickelten eine gesellschaftsbezogene Sichtweise der amerikanischen Geschichte, indem sie das Werden amerikanischer Demokratie als eine stetige Abfolge von Interessenkonflikten zwischen kapitalistischen und egalitär-demokratisch gesinnten Gruppen interpretierten.⁴²

In einer wichtigen Hinsicht jedoch besteht Kontinuität zwischen der „science of history“ des späten 19. Jhs. und den zur Jahrhundertwende neu auftretenden Konzeptionen: Der soziale Evolutionismus blieb für die neue Historikergeneration das verbindliche Theoriemodell. Während jedoch die „scientific historians“ teils lediglich Bekenntnisse zu einer evolutionistischen Geschichtswissenschaft geäußert oder diese nur unvollkommen realisiert hatten, gelang den seit der Jahrhundertwende wirksamen Historikern erstmals eine konsequent betriebene Anwendung des sozialen Evolutionismus auf die Geschichtsschreibung.

Dies läßt sich besonders gut am Beispiel Frederick Jackson Turners zeigen. Er hatte sich während seines Studiums an der University of Wisconsin in den achtziger Jahren mit klassischen Texten des sozialen Evolutionismus auseinandergesetzt und war von Professoren unterrichtet worden, die von der Anwendbarkeit dieser Lehren im geschichtswissenschaftlichen Arbeiten überzeugt waren. Frühzeitig stellte er jedoch fest, daß eine umfassende evolutionistische Interpretation der amerikanischen Geschichte noch nicht erbracht worden war und beschloß, seine historischen Forschungen diesem Problemkreis zu widmen. Er stellte es sich zur Aufgabe, die Entstehung und Entwicklung amerikanischer Demokratie nicht als das Produkt europäischer Ideen oder germanischer „Kei-

me“ zu deuten, sondern als das Ergebnis sozialer Evolution in der Neuen Welt zu verstehen. „It is not by Contrats Socials that a nation wins freedom and prosperity“, notierte er 1883, „it is by evolution“. ⁴³

Turners zehn Jahre später verkündete Frontier-These zeigte, was er mit diesem Diktum meinte: Die Besiedlungsgeschichte des amerikanischen Kontinents beschrieb er als einen sich ständig wiederholenden Prozeß sozialer Evolution: An der Frontier, der Grenze zum freien Land im Westen, so seine Überlegung, wurden die Pioniere mit völlig ungewohnten Umweltbedingungen konfrontiert; indem sie die Wildnis urbar machten, fielen sie in ein primitives Stadium gesellschaftlicher Entwicklung zurück. Zivilisierte Gewohnheiten und europäische Ideen wurden wirkungslos; soziale Evolution begann von Neuem. Das Ergebnis dieses Evolutionsprozesses war in seinen Augen nicht etwa ein aus Europa bereits bekanntes gesellschaftspolitisches Organisationsmodell, sondern eine natürlich gewachsene Demokratie, die nicht lediglich eine Regierungsform war, sondern sich auf alle Bereiche des sozialen Lebens erstreckte: Gesellschaftsordnung, Mentalität und soziale Umgangsformen waren gleichermaßen von demokratischen Idealen wie Gleichheit und Freiheit geprägt. Die amerikanische Demokratie war also nicht etwa durch die Verfassungsgebung künstlich geschaffen worden, sondern sie war das Ergebnis des Adaptionprozesses des sozialen Organismus an die spezifische Umwelt der Neuen Welt. Dieser Anpassungsprozeß wiederholte sich nach seiner Auffassung jedesmal dann, wenn die Besiedlungsgrenze weiter nach Westen verschoben wurde und die Pioniere eine neue Region erschlossen. Auf diese Weise unterlag der egalitäre Geist amerikanischer Demokratie einer kontinuierlichen Erneuerung. Turner schrieb seine Frontier-Interpretation zu einem Zeitpunkt nieder, als der Erschließungsprozeß des Landes soeben abgeschlossen, eine künftige evolutionäre Regeneration des demokratischen Geistes nicht mehr möglich war. Deshalb rief er dazu auf, auf dem Wege von Sozialreformen die gesellschaftliche Umwelt positiv zu verändern, um so die Errungenschaften der Pionier-Ära am Leben zu erhalten. ⁴⁴

Mit diesen allesamt aus dem sozialen Evolutionismus abgeleiteten Grundideen schuf Turner die Leit motive der sogenannten „Progressive History“, die für die kommenden Jahrzehnte das historiographische Schaffen der Vereinigten Staaten bestimmte. Ihre Hauptvertreter, Charles Beard, James Harvey Robinson, Vernon Louis Parrington und Carl Becker, folgten Turner in seiner Vorgehensweise, die Entstehung politischer Institutionen und gesellschaftlicher Ideale aus materiellen Bedingungen

abzuleiten ebenso wie in seinem Bekenntnis zur Sozialreform. In ihren Deutungen der amerikanischen Demokratie wichen sie zum Teil von Turners Frontier-Interpretation ab, doch nahmen sie seine theoretischen Prämissen zum Ausgangspunkt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam es, nicht zuletzt durch den Einfluß deutscher emigrierter Historiker, zu einer gründlichen Revision des evolutionistischen Geschichtsbilds der „Progressive History.“⁴⁵

Historismus, so kann man zusammenfassend sagen, gab es in den Vereinigten Staaten nur insofern, als die puritanisch-prövidentielle Geschichtsauffassung gegen Ende des 19. Jhs. abgelöst wurde durch Deutungsmuster, die historische Phänomene aus historischen Ursachen erklärten. Der deutsche Historismus als eine spezifisch geisteswissenschaftliche, individualisierende Geschichtsbetrachtung konnte im Amerika des späten 19. Jhs. nicht Fuß fassen. In keiner der großen europäischen Geschichtswissenschaften stieß die Forderung, naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Gesetzesvorstellungen in die Historie einzubringen, auf so wenig Widerspruch wie in den Vereinigten Staaten; und in keiner europäischen Geschichtswissenschaft konnten sich positivistische und evolutionistische Theoriemodelle so dauerhaft etablieren wie in Amerika. Auf diese Weise wurde die amerikanische Historie wie wohl kaum eine andere zu einer Geschichtswissenschaft neben dem *deutschen* Historismus.

- 1 H. Baxter Adams, *The Study of History in American Colleges and Universities* (Bureau of Education. Circular of Information, No. 2, 1887). Washington 1887. S. 175. – Dieser Beitrag fußt auf Ideen meiner Studie „Die Erfindung des amerikanischen Westens. Die Geschichte der Frontier-Debatte“, die in diesem Jahr erscheinen wird. Zahlreiche weiterführende Anregungen verdanke ich dem Herausgeber dieses Hefts, Dr. Eckhardt Fuchs.
- 2 Auf die Notwendigkeit, die Phänomene „Verwissenschaftlichung“ und „Professionalisierung“ getrennt zu behandeln, hat kürzlich Georg G. Iggers verwiesen. Vgl. G. G. Iggers, Ist es in der Tat in Deutschland früher zur Verwissenschaftlichung der Geschichte gekommen als in anderen europäischen Ländern?, in: W. Küttler/J. Rüsen/E. Schulin (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens*. Frankfurt a.M. 1994, S. 73-91. Für die englische Geschichtswissenschaft des späten 19. Jhs. hat J. W. Burrow den Professionalisierungsbegriff problematisiert: *Victorian Historians and the Royal Historical Society*, in: *Transactions of the Royal Historical Society* 39 (1989), S. 125-140.
- 3 Vgl. E. Schulin, *German and American Historiography in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, in: H. Lehmann/J. J. Sheehan (Hrsg.), *An Interrupted Past. German Speaking Refugee Historians in the United States After 1933*. Washington D.C./Cambridge/New York u.a. 1991, S. 8-31.
- 4 Vgl. etwa: W. Stull Holt, *The Idea of Scientific History in America*, in: *Journal of the History of Ideas* 1 (1940), S. 352-362. E. N. Saveth, *Scientific History in America: Eclipse of an Idea*, in: D. Sheehan/H. C. Syrett (Hrsg.), *Essays in American Historiography*. Papers

„Scientific History“ in den Vereinigten Staaten

- presented in Honor of Allan Nevins, New York 1960, S. 1-20.
- 5 Das Leitmotiv der „romantic art“ in der amerikanischen Historie hat David Levin analysiert: *History as Romantic Art*. Bancroft, Prescott, Motley, and Parkman, Stanford (Calif.) 1959.
 - 6 G. Bancroft, *History of the United States. From the Discovery of the American Continent*, Vol. II, 18th ed. Boston 1860, S. 4.
 - 7 Bancroft zitiert in: Th. J. Pressly, *Americans Interpret Their Civil War*, New York/London 1962, S. 32f.
 - 8 Die langanhaltende Wirkung des Puritanismus im amerikanischen Geistesleben betont zurecht: D. Ross, *The Origins of American Social Science*, Cambridge/New York u.a. 1991, sowie: dies., *Historical Consciousness in Nineteenth-Century America*, in: AHR 89 (1984), S. 909-928.
 - 9 F. Parkman, *History of France in the New World*, 8 Vols., Boston 1851-1892. Aus der reichhaltigen Parkman-Literatur: W. R. Jacobs, *Francis Parkman. Historian as Hero*, Austin (Tex.) 1991.
 - 10 R. Hildreth, *Title History of the United States of America*, Revised edition, 6 vols., New York 1877, vol. I, S. XI.
 - 11 Vgl. hierzu: A. M. Schlesinger Jr., *The Problem of Richard Hildreth*, in: NEQ 13 (1940), S. 223-245. D. E. Emerson, *Hildreth, Draper and „Scientific History“*, in: E. F. Goldman (Hrsg.), *Historiography and Urbanization. Essays in American History in Honor of W. Stull Holt*, Baltimore 1941, S. 139-170.
 - 12 Zur Wirkung des Positivismus im englischen Geistesleben der Jahrhundertmitte: E. Fuchs, *„Wissenschaft, Positivismus und Geschichtsschreibung in England Mitte des 19. Jahrhunderts“*, in: ZfG 42 (1994), S. 197-216.
 - 13 Zu Verbreitung Comtes in den USA: R. Laurin Hawkins, *Auguste Comte and the United States (1816-1853)*, Harvard 1936, Reprint New York 1966. ders., *Positivism in the United States (1853-1861)*, Harvard 1938, Reprint New York 1969.
 - 14 : Holmes und seiner Korrespondenz mit Comte vgl.: R. L. Hawkins, *Auguste Comte and the United States*, S. 63-142.
 - 15 Zu Edger und „Modern Times“ vgl.: ders. *Positivism in the United States (Anm. 13)*, S. 104-207.
 - 16 Henry Thomas Buckle, *Allgemeine Einführung zur „Kulturgeschichte Englands“*, in: F. Stern (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1966, S. 128.
 - 17 Zu Buckle und seiner Rezeption in Europa: E. Fuchs, *Henry Thomas Buckle. Geschichtsschreibung und Positivismus in England und Deutschland*, Leipzig 1994.
 - 18 Zur Aufnahme Buckles in Amerika: R. L. Hawkins, *Positivism in the United States*, S. 65ff. M. Kraus/D. D. Joyce, *The Writing of American History. Revised Edition*, Norman (Okla.) 1985, S. 143ff. G. H. Calkott, *History in the United States 1800-1860, Its Practice and Purpose*, Baltimore/London 1970, S. 219ff.
 - 19 Zu Drapers Biographic vgl.: D. Fleming, *John William Draper and the Religion of Science*, Philadelphia 1950; A. D. Charles, *John W. Draper*, in: C. N. Wilson (Hrsg.), *American Historians 1607-1865 (Dictionary of Literary Biography 30)*, Ann Arbor (Mich.) 1984, S. 63-68.
 - 20 J. W. Draper, *History of the Intellectual Development of Europe*, 2 vols., London 1864, S. V.
 - 21 Zu Drapers Geschichtskonzeption vgl. auch: D. E. Emerson, *Hildreth, Draper and „Scientific History“ (Anm. 11)*.

- 22 J. W. Draper, *History of the American Civil War*, In Three Volumes, New York 1867.
- 23 Am detailliertesten von J. Herbst, *The German Historical School in American Scholarship. A Study in the Transfer of Culture*. Ithaca (N.Y.) 1965, sowie: E. Schulin, *German and American Historiography in the Nineteenth and Twentieth Centuries* (Anm. 3); H. R. Guggisberg, *Das europäische Mittelalter im amerikanischen Geschichtsdenken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, Basel/Stuttgart 1964. J. Higham/L. Krieger/F. Gilbert, *History*, Englewood Cliffs (N.J.) 1965.
- 24 Zur Gründung von historischen Seminaren in den Vereinigten Staaten siehe H. Baxter Adams, *New Methods of Study in History*, in: *JHU Studies* 2, Nr. 2 (1884), S. 87-110. Ch. Kendall Adams, *Recent Historical Work in the Colleges and Universities of Europe and America*, in: *Papers of the American Historical Association* 4 (1890), S. 37-65. J. Herbst, *The German Historical School* (Anm. 23), S. 34ff.
- 25 A. Bushnell Hart, *Imagination in History*, in: *AHR* 15 (1910), S. 227-251. Zitat S. 232.
- 26 G. G. Iggers, *The Image of Ranke in American and German Historical Thought*, in: *History & Theory* 2 (1962), S. 17-40. Vgl. hierzu auch P. Novick, *That Noble Dream. The Objectivity Question and the American Historical Profession*, New York 1988, S. 27ff.
- 27 D. Ross, *On the Misunderstanding of Ranke and the Origins of the Historical Profession in America*, in: G. G. Iggers/J. M. Powell (Hrsg.), *Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline*, Syracuse (N.Y.) 1990, S. 154-169.
- 28 R. Hofstadter, *Social Darwinism in American Thought*, Rev. ed., Boston 1955.
- 29 Vgl. hierzu P. J. Bowler: *Evolution. The History of an Idea*, Rev. ed., Berkeley/Los Angeles/London 1989; ders., *The Non-Darwinian Revolution. Reinterpreting a Historical Myth*, Baltimore/London 1988. Zur Kritik an Hofstadters Analyse: D. C. Bellomy, „Social Darwinism“ Revisited, in: *Perspectives in American History*, New Series 1 (1984), S. 1-129, bes. 1-20. Zur Begriffsbestimmung des Sozialdarwinismus: J. A. Rogers, *Darwinism and Social Darwinism*, in: *JHI* 23 (1972), S. 265-280. R. J. Halliday, *Social Darwinism: A Definition*, in: *Victorian Studies* 14 (1971), S. 389-395.
- 30 Zu Spencers Evolutionsbegriff siehe P. J. Bowler, *The Changing Meaning of „Evolution“*, in: *JHI* 36 (1975), S. 95-114.
- 31 J. Dewey, *The Philosophical Work of Herbert Spencer, 1904*, in: ders., *The Middle Works, 1899-1824*, vol. 3: 1903-1906, hrsg. von J. A. Boydston u.a., Carbondale (Ill.)/London 1977, S. 193-209, Zitat S. 208.
- 32 Vgl. dazu J. R. Moore, *The Post-Darwinian Controversies. A study of the Protestant struggle to come to terms with Darwin in Great Britain and America 1870-1900*, Cambridge/London/New York u.a. 1979, S. 153-173; P. E. Boller, *American Thought in Transition: The Impact of Evolutionary Naturalism, 1865-1900*, Chicago 1971, S. 47-69; Ph. P. Wiener, *Evolution and the Founders of Pragmatism*, Cambridge (Mass.) 1949. R. Hofstadter, *Social Darwinism* (Anm. 28), S. 31-50.
- 33 Die beste Darstellung findet sich bei J. Higham u.a., *History* (Anm. 23), S. 94ff. Siehe auch: H. Elmer Barnes, *A History of Historical Writing*, Reprint of the ed. Norman (Okla.) 1937, New York 1962, S. 331f.
- 34 H. Adams, *The Tendency of History*, in: *Annual Report of the American Historical Association for the Year 1894*, S. 17-23.
- 35 Siehe dazu R. J. Cunningham, *The German Historical World of Herbert Baxter Adams: 1874-1876*, in: *JAH* 68 (1981), S. 261-275. Zu Adams' Biographie: ders., *Herbert Baxter Adams (1850-1901)*, in: C. N. Wilson (Hrsg.), *American Historians, 1866-1912*, Detroit (Mich.) 1986, S. 28-34. Vgl. auch J. Higham, *Herbert Baxter Adams and the Study of Local*

„Scientific History“ in den Vereinigten Staaten

- History, in: AHR 89 (1984), S. 1225-1239.
- 36 E. A. Freeman, An Introduction to American Institutional History, in: JHU Studies 1, Nr. 1 (1882/3), S. 13. Zu Freeman: J. W. Burrow, A Liberal Descent: Victorian Historians and the English past, Cambridge/London/New York u.a. 1981, S. 155-228, bes. 188-192. G. P. Gooch, Geschichte und Geschichtsschreiber, Frankfurt a. M. 1964, S. 368-375. Über Freemans Wirkung in Amerika vgl. H. R. Guggisberg, Das europäische Mittelalter (Anm. 23), S. 55-57.
- 37 H. Baxter Adams, Special Methods of Historical Study, in: JHU Studies 2, Nr. 1 (1884), S. 17.
- 38 Ders., The Germanic Origin of New England Towns, in: JHU Studies 1, Nr. 2 (1882/3), S. 8.
- 39 Zu Herbert Baxter Adams' Geschichtskonzeption siehe auch B. James Loewenberg, American History in American Thought, Christopher Columbus to Henry Adams, New York 1972, S. 363-379.
- 40 Vgl. E. Breisach, Historiography. Ancient, Medieval & Modern, Chicago 1983, S. 286ff.
- 41 H. Adams, History of the United States of America during the Administrations of Jefferson and Madison, 9 vols, New York 1962, vol. 9, S. 222. Zu Henry Adams als Historiker: W. H. Jordy, Henry Adams. Scientific Historian, New Haven/London 1963. Seine Auseinandersetzung mit dem Protestantismus, dem Evolutionismus und der „science of history“ beschreibt Adams selbst in seiner Education of Henry Adams. Introduction by James Truslow Adams, New York 1931, passim.
- 42 Das Diktum „History is past politics“ stammt von Edward A. Freeman. Vergleichend zur Erneuerung der Geschichtswissenschaft um die Jahrhundertwende: E. Schulin, German and American Historiography (Anm. 3); G. G. Iggers, The „Methodenstreit“ in International Perspective, The Reorientation of Historical Studies at the Turn from the 19th to the 20th Century, in: Storia della Storiografia (1984), II. 6. S. 21-32.
- 43 F. Jackson Turner, Commonplace Book, 1883, Henry E. Huntington Library, Turner Papers, Vol. III.
- 44 Vgl. hierzu F. Jackson Turner, The Frontier in American History, Reprint of the 1920 ed., Malabar (Flor.) 1985.
- 45 Zur „Progressive History“ jetzt die Gesamtdarstellung von E. Breisach, American Progressive History. An Experiment in Modernization, Chicago 1993. Breisach sieht indes – anders als ich hier argumentiert habe – keinen entscheidenden Einfluß Turners auf die Konstituierung der „Progressive History“.

Völker- und Rassenpsychologie, Region und soziales Milieu.

Wissenschaftliche Probleme und disziplinärer Wettbewerb um eine Theorie der Geschichte im Umfeld von Henri Berr und der *Revue de Synthèse Historique* (1890–1925)¹

Das Ende des 19. Jhs. markiert in der Entwicklung des intellektuellen Lebens in Frankreich eine besonders fruchtbare Periode. Sie ist im wesentlichen durch zwei Phänomene charakterisiert, die unseren Gegenstand direkt betreffen. Wir sind zunächst Zeugen der Entstehung einer neuen Gattung von Wissenschaftsdisziplinen, den Humanwissenschaften, in Gestalt der Psychologie, der Soziologie und der Humangeographie. Diese haben eigenständige Methoden und spezifische Theorien entwickelt und berühren damit ein Feld der Wissenschaft, das bis dato vor allem von Medizinern, die sich mit Anthropologie beschäftigten, besetzt war. Daneben wird man feststellen, daß jene Generation von Intellektuellen, die in den Jahren 1885–1900 ausgebildet wurde, von dem immer wiederkehrenden Thema einer Krise der Gesellschaft und ihres Wertesystems ebenso geprägt ist, wie von dem Wunsch, eine Sozialwissenschaft zu konstituieren, die in der Lage sein würde, die Ursachen dieser Krise zu analysieren und die Mittel zu ihrer Überwindung zu bestimmen.

Diese beiden Phänomene wirkten sich unmittelbar auf die Geschichtswissenschaft aus. Zwar erreichte die Geschichtswissenschaft ihre Professionalisierung etwas eher, mit dem Ende des Zweiten Kaiserreiches,² und war auf der Ebene der Institutionen nicht unmittelbar von der Herausbildung der neuen Wissenschaftsdisziplinen betroffen. Ich habe aber kürzlich darauf hingewiesen, daß die Entwicklung auf der intellektuellen Ebene wesentlich anderes verlaufen ist.³ Die Humanwissenschaften – und in erster Linie die Soziologie Durkheims – haben die Historiker vor eine unausweichliche methodologische Herausforderung gestellt, indem sie Determinanten und Regelmäßigkeiten eines von kollektiven Subjekten getragenen Geschichtsprozesses thematisierten, die es gestatteten, die

Hauptachsen der geschichtlichen Entwicklung zu bestimmen und vielleicht sogar deren tieferliegende Ursachen zu ermitteln.

Henri Berr wollte mit der *Revue de Synthèse Historique* auf diese Herausforderung antworten und „die Philosophie der Geschichte auf eine rein wissenschaftliche Grundlage stellen.“¹³

Worin sollte nun diese rein wissenschaftliche Grundlage bestehen, mit deren Hilfe man die Geschichte analysieren und erklären wollte? Diese Frage versuche ich in vorliegendem Aufsatz zu beantworten, indem ich das Werk von Henri Berr und seiner wichtigsten Mitarbeiter und die ersten 25 Jahrgänge der *Revue de Synthèse Historique* betrachten und in den Kontext der Wissenschaftsentwicklung einordnen werde. In einem ersten Teil werde ich ein Bild von der intellektuellen Landschaft zeichnen, in der Berr seine Zeitschrift und seine theoretischen Ansprüche entwickelt hat. Dem wird sich die Analyse des intellektuellen Programms und der Bündnisstrategien anschließen, die Berr in seiner Zeitschrift verwirklicht hat, indem er sich der Komplementarität, aber auch der Rivalität der drei Disziplinen Geschichte, Soziologie und Geographie bediente. Ich werde abschließend versuchen, den Grad der Verwirklichung seines programmatischen Anspruchs einzuschätzen, das heißt – sagen wir es direkt – die Gründe seines Scheiterns darzulegen.

1. Die Geschichtswissenschaft im Bann der Humanwissenschaften

Um die Positionsbestimmungen der *Revue de Synthèse Historique* seit dem Jahr 1900 zu verstehen, ist es unbedingt notwendig, die Beschaffenheit der intellektuellen Landschaft jener Epoche vorzustellen, das heißt, die Entwicklungen, Innovationen und Kräfteverhältnisse sehr genau zu bestimmen, die diese Landschaft in den neunziger Jahren des 19. Jhs. geprägt haben. Dann erst wird man das große Interesse ermessen können, das die Arbeiten hervorriefen, die sich mit der Völkerpsychologie beschäftigten. Aber man muß sich bewußt machen, daß die wissenschaftliche Grundlage dieser Arbeiten ambivalent war. Darüber hinaus blieben die Autoren, die diese Richtung bestimmten, in einer marginalen Position unter den Universitätsprofessoren und konnten der Durchsetzungskraft zweier neuer Disziplinen, die die Geschichtswissenschaft am Ende des Jahrhunderts in Gestalt der Soziologie und der Humangeographie herausforderten, nicht lange widerstehen.

Schwierigkeiten und Ambiguitäten der Völkerpsychologie

Es entsprach dem Zeitgeist am Ende des 19. Jhs. in Frankreich, das psychologische Porträt von Völkern zu zeichnen. Den Beginn dieser Betrachtungsweise markierte die deutsche „Völkerpsychologie“. Moritz Lazarus und Heymann Steinthal hatten versucht, ihr einen wissenschaftlichen Ausdruck zu verleihen, indem sie 1860 die *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* gründeten, die sich seit 1900 auf den prestigeträchtigen Namen von Wilhelm Wundt berufen durfte. Wundt veröffentlichte eine Reihe von Büchern, die der Wissenschaft von der „Volksseele“ gewidmet waren. Die „Volksseele“ bestand nicht einfach aus „einer bloßen Summe individueller Bewußtseinseinheiten, deren Kreise sich mit einem Teil ihres Umfangs deckten.“ „Aus dieser Verbindung resultierten eigentümliche psychische und psychisch-physische Vorgänge, die in dem Einzelbewußtsein allein entweder gar nicht oder mindestens nicht in der Ausbildung entstehen konnten, in der sie sich in Folge der Wechselwirkung der Einzelnen entwickeln.“⁵ In Frankreich entwickelten sich, wie R. Nye und S. Barrows gezeigt haben,⁶ diese Fragestellungen einer kollektiven Psychologie zunächst aus ihrer Beziehung zum politischen Handeln und zur Nationalgeschichte. Sie kristallisierten sich vor allem in der Frage der Psychologie der Massen, die Hippolyte Taine mit besonderer Schärfe in Teilen seines letzten großen Werkes über die *Origines de la France contemporaine* (1875–1893) aufgeworfen hatte. Er verwendete tatsächlich psychologische Begriffe in seinen plastischen Schilderungen des revolutionären Terrors und der Kommune von Paris. Auf dieser Basis entwickelten der Italiener Scipio Sighele und später die Franzosen Gabriel Tarde, Alfred Fouillée und Gustave Le Bon zwischen 1890 und 1900 die Psychologie der Massen. Aber auf welcher kausalen Grundlage konstruierte man diese *caractérologie sociale*?

Der Arzt, Anthropologe und Psycho-Physiologe Le Bon (1841–1931) ist der Verfasser eines 1894 erschienenen Essays mit dem Titel „Die psychologischen Gesetze der Entwicklung der Völker“. Dieser Essay kann als Spiegelbild der Arbeiten gelten, die von einem absoluten Determinismus der Rasse geprägt sind und von der Erblichkeit des Wesens des Menschen ausgehen. Für Le Bon ist es möglich, auf der Grundlage deutlicher anatomischer Merkmale, wie Hautfarbe oder Form und Größe des Schädels zu zeigen, daß die Gattung Mensch aus mehreren Arten besteht, die sich voneinander unterscheiden. Diese Arten besitzen ihre eigenen individuellen anatomischen und psychischen Merkmale, wobei

letztere unmittelbar und vollständig aus ersteren resultierten. Damit hatte sich die Wissenschaft von den ethnischen Charaktermerkmalen konstituiert.

„Die moralischen und intellektuellen Charakterzüge, aus deren Verbindung die Seele eines Volkes geformt wird, sind Ausdruck der Synthese seiner ganzen Vergangenheit, des Erbes aller seiner Vorfahren, der Triebfedern seines Verhaltens. Diese Charakterzüge scheinen bei den einzelnen Individuen einer Rasse ebenso variabel zu sein, wie die Merkmale seiner Physiognomie. Aber die Beobachtung beweist, daß die Mehrheit der Individuen einer Rasse immer über eine bestimmte Anzahl von gemeinsamen psychologischen Charaktermerkmalen verfügt, die ebenso stabil sind wie die anatomischen Merkmale, die es gestatten, die Arten zu klassifizieren. Wie die anatomischen, reproduzieren sich die psychologischen Merkmale durch Vererbung mit konstanter Regelmäßigkeit. Diese Häufung von gemeinsamen psychologischen Merkmalen konstituiert jenes Phänomen, was man zu Recht als 'Nationalcharakter' bezeichnet. Eine Bündelung von Merkmalen formt einen Durchschnittstypen, welcher es gestattet, ein Volk zu definieren.“⁸

In seinen Arbeiten *Psychologie du peuple français* (1898) und *Esquisse d'une psychologie des peuples européens* (1903) versucht der Philosoph Alfred Fouillée (1858–1912) ebenfalls, „aus der Gesamtheit der Nerven und des Bewußtseins ein System von Ideen abzuleiten, die das soziale Milieu reflektieren sollen. (...) Es handelt sich um einen kollektiven Determinismus, von dem ein Teil in uns selbst und die anderen Teile in allen anderen Mitgliedern der Gemeinschaft wohnen. Dieses System gegenseitig abhängiger Ideen konstituiert das Bewußtsein der Nation.“⁹ Sein theoretisches Modell ist allerdings sehr unpräzise. Seiner Ausbildung nach Philosoph, fühlt sich Fouillée in immer stärkerem Maße von der Faszination der Humanwissenschaften angezogen. Er entwickelt ein eklektizistisches Theoriensystem und widmet einen großen Teil seiner Studien dem Temperament, folglich der erblichen Verfassung des Menschen. Er protestiert zwar gegen die Reduzierung der Geschichte des Menschen auf Naturgeschichte und Rassenpolitik, wie sie von Le Bon entwickelt worden ist, wie er später auch die Ideen von Georges Vacher de Lapouge kritisieren sollte, und führt als Gegengewicht den Begriff des „sozialen Milieus“ ein. Die Idee von der Natur bleibt allerdings in seiner Analyse gegenwärtig, die zu dem Schluß kommt, daß der Franzose den Staat und die Religion mehr liebe als der Engländer, weil seine „sozialen Instinkte“ entwickelter seien. Später versucht Fouillée zu einer Vermitt-

lung der Ideen Tardes und Durkheims zu gelangen. Es scheint allerdings, als ob seine Arbeiten, die im universitären Milieu kaum Verbreitung fanden, die Entwicklung der Völkerpsychologie in Frankreich nicht wesentlich bestimmt hätten. Man wird zu denselben Schlussfolgerungen gelangen, wenn man die Arbeiten von Emile Boutmy (1830–1906) über die politische Psychologie der Engländer (1901) und der Amerikaner (1902) betrachtet. Boutmy beschreibt zunächst den geographischen Kontext, später die Rasse und die Geschichte, anschließend die Institutionen und schließlich die Mentalitäten. Sein Vorgehen ist deduktiv und beschreibend. Boutmy verfügte „in der universitären Welt über außergewöhnliches Prestige und einen angesehenen Status.“¹⁰ Er gründete 1871 die *École libre des sciences politiques*, eine Institution, die zur moralischen Wiederaufrichtung Frankreichs nach der Niederlage von 1870 beitragen sollte. Aber er gehörte weder in den Kreis einer bestimmten Gruppe von Wissenschaftlern, noch rechnete er sich einer bestimmten Forschungsrichtung zu.

Die Arbeiten Boutmys und der anderen genannten Autoren belegen, wie auch die Stellung ihrer Verfasser in der französischen Wissenschaftslandschaft, die Existenz einer intellektuellen Modeströmung, die sich um die Jahrhundertwende mit der Völkerpsychologie beschäftigte.

Die Auswirkungen der Soziologie Durkheims

Das auffallendste und bestimmendste Element für die Entwicklung der Humanwissenschaften am Ende des 19. Jhs. ist die Herausbildung der Soziologie Durkheims. Dabei handelt es sich um die Geburt eines Paradigmas, die Formierung einer Gemeinschaft von Forschern und die Gründung einer Wissenschaftsdisziplin.¹¹ Durkheim gelingt der Erfolg dort, wo Auguste Comte, seine Schüler, wie René Worms oder die Nachfolger von Frédéric Le Play gescheitert waren. Seit den Jahren um die Jahrhundertwende (1898–1903) wird Durkheim als Haupt einer „französischen Schule der Soziologie“ angesehen. Diesen Erfolg verdankt Durkheim weniger seinen eigenen theoretischen Positionen, die er vor allem in den *Règles de la méthode sociologique* 1895 und in *Le suicide* 1897 entwickelt hat. Er ist vielmehr auf die Konfrontation der Disziplinen und die Bearbeitung historischer und ethnographischer Fakten und statistischen Materials zurückzuführen, die in der *Année Sociologique* von 1897 angeleitet worden ist, mit dem Ziel, das Paradigma von der Autonomie des Sozialen zu verbreiten und empirisch zu fundieren. Einer der zentralen Aspekte dieser epistemologischen Offensive zielte auf die Geschichtswissenschaft.¹²

Als Schüler von Fustel de Coulanges an der *Ecole Normale Supérieure* hatte Durkheim immer das gute Verhältnis zwischen Historikern und Soziologen hervorgehoben¹³, aber im Vorwort der ersten Nummer seiner Zeitschrift stellt er die Historiker vor eine wirkliche Herausforderung: „Unser Vorhaben (...) kann dazu dienen, einige Spezialdisziplinen an die Soziologie anzunähern, die sich zu ihrem wie zu unserem Nachteil zu weit von ihr entfernt entwickeln. Wir denken in diesem Zusammenhang vor allem an die Geschichtswissenschaft. Historiker, die sich für die Forschungen der Soziologen interessieren und glauben, diese würden sie betreffen, sind selbst heute noch kaum zu finden. Der zu hohe Verallgemeinerungsgrad unserer Theorien und deren unzureichende empirische Fundierung führen dazu, daß man sie für vernachlässigenswert hält (...). Und dennoch kann die Geschichte nur dann den Status einer Wissenschaft für sich beanspruchen, wenn sie erklärt. Und man kann nicht erklären, ohne zu vergleichen (...). Es bedeutet deshalb, der Sache der Geschichte zu dienen, wenn wir den Historiker dazu bringen, seine traditionelle Sichtweise zu erweitern, seinen Blick über das Land oder die Periode hinaus zu lenken, die er einer speziellen Untersuchung unterziehen möchte. Wenn wir ihn dazu bringen, sich mit allgemeineren Fragestellungen zu beschäftigen, die die speziellen Fakten, die er untersucht in einem neuen Licht erscheinen lassen. Aber sobald sie vergleicht, läßt sich die Geschichte nicht mehr von der Soziologie unterscheiden.“¹⁴

Durkheim plädiert damit für eine Fusion der beiden Disziplinen, was ihm den Vorwurf des „Imperialismus“ einbringen sollte.

„Historiker hervorzubringen, die die historischen Fakten mit den Augen des Soziologen sehen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, Soziologen auszubilden, die die Techniken der Geschichtswissenschaft beherrschen, darin besteht das Ziel, welches es von der einen wie von der anderen Seite zu verfolgen gilt. Unter dieser Voraussetzung könnten sich die Erklärungsfelder der Wissenschaft allmählich auf die ganze Komplexität der sozialen Fakten ausdehnen, anstatt nur deren allgemeinste Merkmale darzustellen. Gleichzeitig würde die historische Quellenforschung einen Sinn bekommen, weil sie dazu verwandt würde, die schwerwiegendsten Probleme der Menschheit lösen zu helfen. Fustel de Coulanges liebte es, immer wieder zu betonen, daß die wirkliche Soziologie die Geschichte sei, nichts ist unbestreitbarer, unter der Voraussetzung, daß sie auf soziologischer Weise betrieben wird.“¹⁵

Die Historiker sollten dazu angeregt werden, vom Besonderen auf das Allgemeine zu schließen, zu vergleichen, zu erklären und soziale Systeme

wie mentale Strukturen zu rekonstruieren. In den Augen der Zeitgenossen war der Status des Feldes des Mentalen allerdings noch umstritten. Die Untersuchung der Rezeption der *Règles de la méthode sociologique* zeigt, daß die Durkheimsche Soziologie große Schwierigkeiten hatte, sich vom Eindruck eines engen Materialismus zu befreien, der das subjektive Element, das Bewußtsein aus der Erklärung der sozialen Phänomene ausschließt.¹⁶ In Wirklichkeit war nichts weiter entfernt von der Durkheimschen Denkweise als eine solche Annahme. Dies zeigt sich zunächst 1898 in einem grundlegenden Aufsatz, der den Titel „Individuelle und kollektive Vorstellungen“ trägt, dann 1901 im Vorwort zur zweiten Auflage der „Regeln der soziologischen Methode“ und schließlich in einem 1903 zusammen mit Marcel Mauss in der *Année Sociologique* veröffentlichten Aufsatz. Darüber hinaus sollte aus dieser Theorie der kollektiven Repräsentationen etwa ab 1905 aus der Feder von Lucien Lévy-Bruhl der Begriff der „Mentalität“ entstehen.¹⁷ Und es war dieser „Zweig der Durkheimschule“, der in der Zwischenkriegszeit zur Geschichte der Mentalitäten führen sollte. Wie wir noch sehen werden, hat die *Revue de Synthèse Historique* allerdings lange Zeit gerade diesen wichtigen Zweig der Durkheimschen Soziologie so gut wie ignoriert, indem sie das Feld der historischen Psychologie bevorzugte, die es verstand, die Ideengeschichte mit der Regionalgeographie zu verbinden.

2. Das „wissenschaftliche Programm“ der *Revue de Synthèse Historique*. Disziplinäre Herausforderungen und Bündnisstrategien

Als im Jahr 1900 der erste Band der *Revue de Synthèse Historique* erscheint, ist die „Durkheimschule“ bereits im Begriff, eine intellektuelle Legitimität zu erobern, die sie in den ersten Rang der methodologischen Reflexion innerhalb der Sozialwissenschaften erhebt. Der Pariser Philosoph und *Normalien* Henri Berr gehört derselben intellektuellen Welt wie die Durkheimianer an. Er kennt Durkheim und mehrere Mitglieder seiner Gruppe persönlich.¹⁸ Die Strategie von Berr besteht darin, seine Bereitschaft zum Dialog und zur Zusammenarbeit mit der Soziologie Durkheims zu zeigen, ohne in dieser Soziologie aufzugehen. Er versucht, die Herausforderung anzunehmen, vor die Durkheim die Historiker gestellt hat.

Das Programm Henri Berr: Historische Psychologie gegen Soziologie

Von Beginn an ist Berr folglich gezwungen, „die historische Synthese, die die neue Zeitschrift anstrebt, ins Verhältnis zur Soziologie zu setzen“.¹⁹ Berr erkennt die Legitimität und Seriosität des Durkheimschen Unternehmens, er kündigt sogar offiziell eine enge Kooperation an.²⁰ Aber er muß sich zugleich von der Soziologie Durkheims abgrenzen, um seine eigene Legitimität zu finden. Die historische Synthese muß die Soziologie umfassen und gleichzeitig über sie hinausgehen. Sie darf das Individuum nicht vollständig ignorieren und strebt schließlich, wie es auch Lacombe wünschte, nach einem psychologischen Funktionalismus.

„Es ist ebenso notwendig, daß der Historiker sich in gewissem Maße den individuellen Besonderheiten zuwendet, die die Geschichte differenzieren und durch die deren Wandlungen, selbst die allgemeinsten, erklärbar werden (...) Die verschiedenen Aufgaben, die sich in der historischen Synthese vereinigen, führen zwangsläufig zur Psychologie. Die vergleichende Untersuchung von Gesellschaften muß zur Sozialpsychologie führen, zur Kenntnis der grundlegenden Bedürfnisse, auf die die Institutionen antworten, und ihrem sich wandelnden Ausdruck (...) Es ist eine wichtige und schwierige Aufgabe der Psychologie zu erheben, welche Rolle das intellektuelle Element in der Geschichte spielt.“²¹

Berr stellt neben der Analyse von Strukturen die Rolle des Individuums in den Vordergrund und betont die Notwendigkeit, den Umfang der ausgewählten sozialen Gegenstände zu begrenzen, um eine psychologische Analyse durchführen zu können. Für ihn besitzt das „intellektuelle Element“ der Geschichte der Menschheit eine eigenständige Determination, die nicht auf eine soziologische Analyse reduziert werden kann. Damit versucht er auf zwei Ebenen, der der Methode und der der Beziehungen zwischen den Disziplinen, eine Distanz zu Durkheim herzustellen. In der Folgezeit entwickelt Berr daraus eine Strategie des Umgehens des soziologischen Paradigmas, indem er den Historikern sein umfangreiches Programm einer „Historischen Psychologie“ vorschlägt: „Stärker als der theoretische Teil des Programms scheint der der historischen Psychologie prädestiniert, in immer stärkerem Maße seine Fruchtbarkeit zu zeigen. (...) Es ist absolut notwendig, aber sehr schwierig, bei der Erforschung der Geschichte die Psychologie einzubeziehen. (...) Die deutsche Völkerpsychologie bleibt oft unbestimmt. Ihre Untersuchungsergebnisse können nicht genauer sein, weil ihr Gegenstandsbereich zu groß ist. Man kann nicht zur selben Zeit in die Breite und in die Tiefe gehen. Die *Völkerkunde*,

die *Kulturgeschichte* (deutsch im Original), die volkskundlichen Zeitschriften, die Zeitschriften zur Geschichte und Kultur der Provinzen akkumulieren Dokumente und Informationen. Es gibt folglich heute in vielen unserer Universitäten Kurse in regionaler Geschichte, Kunst und Literatur. Diejenigen Gelehrten, die in der Lage sind, Detailinformationen zu sammeln und Gesamtheiten zu überblicken, sollten sich kleineren historischen Einheiten zuwenden, die weniger umfangreich, weniger erdrückend, manchmal aber genauer definiert als die der Völker sind.²²

Diese kleineren Einheiten bestehen vor allem aus den französischen Regionen. Bevor wir uns dem Dialog zwischen Geschichtswissenschaft, Soziologie und Geographie auf diesem Gebiet zuwenden, müssen wir kurz darauf eingehen, wie zuvor ein bestehendes anthropologisches Hindernis ausgeräumt, d.h. wie der Einfluß der Rassentheorien auf die Forschungen zur historischen Psychologie beseitigt wurde.

Rasse oder Milieu. Eine stillschweigende Lösung

Unabhängig von der Bedeutung, die dem sozialen Element oder dem individuell-intellektuellen Element in der Geschichte zugebilligt wurden, mußten Durkheim und Berr zunächst den Rassentheorien gegenüber Stellung beziehen, die am Ende des 19. Jhs. in der wissenschaftlichen Diskussion verbreitet waren. Die ersten drei Nummern der *Revue de Synthèse Historique* sind vor allem von der Konfrontation zwischen Paul Lacombe, dem engsten Mitarbeiter von Berr, und dem rumänischen Historiker Alexandru Dimitrie Xénopol geprägt worden.²³ Beide Gelehrten hatten in den Jahren unmittelbar vor der Gründung der *Revue de Synthèse Historique* jeder ein Werk verfaßt, welches versuchte, eine „Wissenschaft von der Geschichte“ zu definieren.²⁴ Es gab mit Sicherheit einen gut Teil Narzismus in dieser Auseinandersetzung, die die Leser der Zeitschrift umsoweniger begeistert haben dürfte, als beide absolute Außenseiter in ihrer Disziplin waren. Der wesentliche Grund der Debatte sollte uns jedoch deshalb interessieren, weil Berr auf der Grundlage dieser Diskussion zu der Einschätzung gelangte, daß die Frage nach der Rolle des Rassenfaktors darin mehr oder weniger gelöst worden sei.²⁵

Lacombe eröffnet die Debatte in der ersten Nummer der Zeitschrift mit einem ausführlichen und überaus kritischen Kommentar zu dem ein Jahr zuvor erschienenen Buch von Xénopol. Nach Meinung von Xénopol hätte das „Milieu“ vor allem am Ursprung der Menschheitsgeschichte eine wichtige Rolle gespielt, indem es durch seine Vielfalt die Herausbildung

der unterschiedlichen Rassen bestimmt hätte, die im Verlauf der Zeit unabänderlich geworden seien. Jede Rasse sei ein physisches und psychologisches Ganzes, sie besitze ihr eigenes „Wesen“, das sie unwiderruflich von den anderen Rassen unterscheide. Xénopol geht nicht so weit wie Le Bon, Gobineau oder Vacher de Lapouge in seinem rassistischen Determinismus, aber er schreibt in seiner Arbeit von 1899, daß „der unterschiedliche Charakter der deutschen, französischen, englischen und italienischen Zivilisation sich in seinem unveränderlichen Teil ausschließlich durch das Element der Rasse erklären läßt.“ Er führt weiter aus: „Der Charakter des französischen Volkes war unbestreitbar zu den Zeiten der Kreuzzüge ein völlig anderer als heute, aber die grundlegenden Merkmale der gallischen Rasse, ihr fröhlicher, bissiger und satirischer Geist und ihr klares und genaues Denken sind dieselben geblieben in allen Epochen seiner Geschichte.“²⁶

Lacombe zeigt ohne Schwierigkeiten, daß diese Wortspiele nur auf überlieferten Legenden beruhen, die man durch wirkliche wissenschaftliche Problemstellungen ersetzen müsse.

„Woher kennen Sie den bissigen Geist und das klare Denken der Gallier? Welche Dokumente belegen diesen Geist? Wenn der bissige Geist der Gallier auf ein ‚Milieu‘ zurückgeht, welches unveränderliche Qualitäten geformt haben soll, dann wäre es wirklich interessant, etwas darüber zu erfahren, welchen besonderen Umständen dieses ‚Milieus‘ wir die Herausbildung des bissigen Geistes verdanken ...“ Seinerseits erklärt Lacombe im Gegensatz zu Xénopol „diese moralische und intellektuelle Gemeinschaft als die natürliche und determinierte Folge einer anderen Gemeinschaft, die lange Zeit bestanden hat. Dasselbe Klima, dieselbe Regierung, dieselben Gesetze, dieselbe Sprache, dieselben Modelle auf allen Ebenen (Krieger, Künstler, Schriftsteller, Gelehrte), dieselben historischen Erfahrungen und Erinnerungen oder mit einem Wort, dasselbe ‚Milieu‘, um diesem Begriff die Bedeutung zuzuschreiben, die er besitzt.“²⁷

Xénopol fordert Lacombe im selben Jahr mit der polemischen Frage heraus, ob dieser bestätigen würde, daß die Chinesen, wenn sie von Beginn an in Griechenland gewesen wären, ebenfalls die griechische Zivilisation hervorgebracht hätten oder ob die Schwarzen, wenn sie sich von Beginn an in Frankreich befunden hätten, die französische Zivilisation begründet hätten. Darin bestünde in den Augen des rumänischen Intellektuellen eine „Absurdität“, die sich nicht einmal beweisen ließe. Er betont seinerseits die bestimmende Kraft eines biologischen Unbewußten, das jeder Men-

schenrasse eigen sei. eine Vorstellung, die im 19. Jh. allgemein anerkannt war.

„Wenn die Griechen die Kunst der Bildhauerei, die Philosophie, die epische und dramatische Dichtkunst entwickelt haben, dann waren es nicht die Institutionen, die sie dazu angetrieben haben, sondern es waren sehr wohl die angeborenen Dispositionen ihres Geistes, die sie verpflichtet haben, Skulpturen zu gestalten und das Theater hervorzubringen, ohne es zu wollen.“²⁸

Die Debatte wird 1901 mit einem Aufsatz von Lacombe beendet, der unmittelbar der Frage der Rasse gewidmet ist, da diese „ihm von vordringlichem Interesse schien.“²⁹ Lacombe nimmt zunächst die Herausforderung seines Gegners an, indem er bestätigt, daß eine Rasse, die sich von Anfang an im „Milieu“ einer anderen Rasse befindet, zu einem „fast absolut ähnlichen“ zivilisatorischen Niveau gelangen müsse.³⁰ Für ihn ist der Begriff „Charakter des Volkes oder historischer Charakter, dessen man sich bedient, um diese Differenzen en bloc zu bestimmen, unsauber und gefährlich. In diesem Begriff liege eine Art Individualisierung, die die wirkliche Natur der Dinge verfälsche, denn worin bestünden diese Unterschiede wirklich? Es handle sich um Institutionen, Gewohnheiten, die im öffentlichen Leben vorherrschen.“³¹ Man müsse folglich den Begriff des „Volkes“ selbst dekonstruieren, um seine historische Relativität, Verschiedenheit und Komplexität zu verstehen, die uns daran hindere, daraus irgendein Wesen abzuleiten. Was bleibt folglich von *dem* „französischen Volk“ und der angenommenen „französischen Rasse“, wenn wir die Realität der Geschichte Frankreichs betrachten?

„Die Küste um Marseille ist von den Griechen bevölkert worden. Im Jahrhundert, das der Eroberung durch Cäsar vorausging, sind Römer nach *Gallia Narbonensis* eingewandert. Cäsar stellt die Existenz von drei verschiedenen Völkern – Kelten, Kelto-Römer und Aquitaner – fest. Über fünf Jahrhunderte strömen römische oder andere italische Kolonisten nach Gallien. Vor den Einfällen der Völkerwanderung tauchen bereits germanische Krieger auf, denen konzentrierte Germaneneinfälle und schließlich die Errichtung der Barbarenreiche folgt. Burgunder, Westgoten, Franken und Normannen hinterlassen ihre Spuren. Im Westen auf der Halbinsel Armorica erfolgen die Wiederbesiedlung durch Immigranten aus Gallien und Cornouailles. Unter den Merowingern und den Karolingern erfolgt eine lautlose Einwanderung der Germanen, die sich in Gallien etablieren. Der Einfall der Araber hat deren relativ langen Aufenthalt im Languedoc zur Folge. Und schließlich finden wir in allen folgenden Jahrhunderten

einschließlich des gegenwärtigen eine jährlich gesehen geringe aber in ihrer Konsequenz beachtliche Anzahl von Ausländern, die sich hier niederlassen, sich verheiraten und Geschlechter von Familien gemischten Blutes begründen (...) Ziehen Sie bitte daraus die Konsequenz.“³²

Gestützt auf biologische Argumente regt sich darauf massiver Widerspruch. An Stelle einer Antwort läßt Xénopol Berr einen inhaltlich farblosen Brief zukommen, der lediglich erklärt, daß die Rassen „die Gußformen des Geistes der Völker“ seien und „man sich nicht darüber hinwegsetzen könne.“³³ Aber der Rückgriff auf die Macht der Autorität gibt Lacombe recht. Die Idee der Rasse war ein Vorurteil, an das sich die Europäer gewöhnt hatten. Dieses Vorurteil mußte überwunden werden, bevor man eine neue Sozialwissenschaft betreiben konnte.

„Ich leugne nicht, wie schwierig jene Geister zu überzeugen sind, in die die Vorstellung von der Rasse einmal Eingang gefunden hat. Die Rasse wird als eine großartige Sache angesehen. Ihre Erklärungskraft erscheint einfach, originell, ursprünglich und von ewiger Gültigkeit. Der Grund für die Akzeptanz der Rassentheorien besteht genau darin, daß diese Erklärung als eine wirklich große erscheint, ich würde beinahe sagen als eine schöne...von einer dunklen und schicksalshaften Schönheit ergriffene. Darüber hinaus ist sie scheinbar leicht und fruchtbar zu handhaben. 'Worin sehe ich das Unterscheidungsmerkmal eines Volkes? Ja natürlich! In der Rasse!' Und alles ist gesagt ... meisterhaft: ein wahrhaftiges Instrument oder eine Maschine der Erklärung und wie bequem!“³⁴

Obwohl die Idee einer rassischen Determination im Verlauf des 19. Jhs. weit verbreitet war und die Kraft einer einleuchtenden „wissenschaftlichen“ Argumentation besaß, sollte uns die Leichtigkeit, mit der diese Debatte von Lacombe – mit der Unterstützung von Berr – geführt und geregelt worden ist, nicht überraschen. Die Ideen von Gobineau, Vacher de Lapouge und Le Bon, die noch 1890 völlig dem Zeitgeist entsprachen, haben das wichtigste intellektuelle Ereignis der Jahre 1895–1900, die Dreyfus-Affäre, nicht unbeschadet überstanden. Dies ist sowohl für die Historiker³⁵ als für die Durkheimianer³⁶ untersucht worden. Das Engagement für Dreyfus war eine entscheidende Erfahrung für eine ganze Generation von Intellektuellen.³⁷ Auf der Seite der Durkheimianer setzte es ausdrücklich die Ablehnung jenes Determinismus der Rasse voraus, der dem Antisemitismus der angesehenen Pamphletisten wie Edouard Drumont Glaubwürdigkeit verlieh. Die *Année Sociologique* bekämpfte die „Anthropo-Soziologie“ von Vacher de Lapouge, und im Jahr 1911 berief sich Berr darauf, um diese intellektuelle Strömung als „Pseudowissenschaft“

zu charakterisieren.³⁸

Nachdem das Hindernis der Rassentheorie mit Hilfe der Durkheimianer ausgeräumt worden war, stand die Aufgabe, die historische Psychologie auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen und in Konkurrenz zur Soziologie zu entwickeln. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickelte Berr auf der einen Seite ein Interesse für die Völkerpsychologie, wie sie von Boutmy und Fouillée verstanden wurde. Auf der anderen Seite sollte er auf die Dienste eines „lachenden Dritten“ in Gestalt der Geographie zurückgreifen, von der im folgenden zu sprechen sein wird.

Geographie, Geschichte und Gesellschaft. Der Einfluß des „Milieus“ auf das Verhalten

Die Thematisierung der geographischen Einflüsse auf die Geschichte ist nicht neu um die Jahrhundertwende, wenn wir uns z.B. einen Gedanken des jungen Lavisse aus dem Jahr 1880 in Erinnerung rufen.³⁹ Die institutionelle Verbindung von Historikern und Geographen besitzt eine lange Tradition. Ungeachtet der Reform von Levasseur im Jahr 1872, die die Geographie als Schulfach einführt, bleibt diese institutionell von der Geschichtswissenschaft abhängig. Die Universitätshistoriker betrachten sie als eine „Hilfswissenschaft“. Durch die Anstöße von Ludovic Drapeyron, Pierre Foncin und besonders Paul Vidal de La Blache sollte diese Disziplin sich allerdings bald ein Forschungsprogramm und ein unabhängiges Statut geben.⁴⁰ Vidal de La Blache, der 1891 die *Annales de Géographie* begründet hatte, war seit 1898 Lehrstuhlinhaber für Geographie an der Sorbonne. Er wurde bis zu seinem Tod als Haupt einer französischen Geographenschule angesehen, die sich auf die Idee einer geographischen Synthese gründete und in Opposition zu den naturalistischen Geographen stand.⁴¹ Die Schule von Vidal de La Blache stützte sich auf die *Anthropogeographie* des deutschen Geographen Friedrich Ratzel, um ihre neuen Ambitionen unter der Bezeichnung „politische Geographie“⁴² und später „Human-geographie“⁴³ entwickeln zu können.

Aus diesem breiten Reservoir an Forschungen und theoretischen Positionen versucht Henri Berr, das Material für sein Programm einer historischen und psychologischen Geographie zu schöpfen. Er ist der Meinung, daß „die Hypothese einer aktiven Rolle des Milieus nicht mehr bestätigt, sondern nur mehr präzisiert werden muß.“⁴⁴ Die allgemeine Problematik, die er daraus ableitet, ist mit jener identisch, die Ratzel und nach ihm Vidal de La Blache bereits formuliert hatten. „Das Milieu übt einen zweifachen

sozialen Einfluß aus. Durch das Klima, die Bodenbeschaffenheit, das Relief und den Wasserhaushalt wirkt es auf die Art und Weise der Besiedlung, die Bevölkerungsdichte, das materielle Leben und damit auf die politischen Institutionen und das Wirtschaftsleben.“⁴⁵

Aber Berr betont, die Kritik von Vidal de la Blache aufnehmend, daß dieser zu allgemeine Blick von Ratzel die Anstrengung einer wissenschaftlichen Definition erfordert, um den Begriff der natürlichen Region zu präzisieren. Wir haben bereits jene Passagen betrachtet, die Berr im Eröffnungsprogramm seiner Zeitschrift der „historischen Psychologie“ gewidmet hat. Er betont die Notwendigkeit, über kollektive Einheiten zu arbeiten, die kleiner sind als „Völker“ und beruft sich dabei auf die gegenseitige Unterstützung der Geographie und der Geschichte. Als er 1903 in seiner Zeitschrift eine Reihe von bedeutenden Monographien über die Regionen in Frankreich einführt, nimmt er seinen „Versuch, die Völkerpsychologie mittels Untersuchungen zur Regionalpsychologie auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen“, wieder auf. Die Region eröffnet seiner Meinung nach einen natürlichen, genau definierten Rahmen für eine „sorgfältige, experimentelle“ Erhebung.⁴⁶ Wir wollen im folgenden die Definition und die Durchführung dieses Programms näher betrachten.

Das geographische Programm einer regionalen Psychologie Frankreichs

Von der ersten Ausgabe der *Revue de Synthèse* an hat Berr den Geographen und leidenschaftlichen Regionalisten Pierre Foncin gebeten⁴⁷, in seiner Zeitschrift die Untersuchung der Regionen Frankreichs anzuregen. Foncin verkörpert sehr deutlich jene Art von regionalem Determinismus, der um die Jahrhundertwende noch weit verbreitet war.

„Eine Region ist nicht einfach irgendein Teil des nationalen Territoriums. Sie ist ein natürlicher Teil, das heißt, sie besitzt ihre eigene Physiognomie, ihr Temperament und ihren Charakter. Sie ist nicht zu trennen von ihren Bewohnern, der sie ihren Ursprung oder ihre Adoption zu verdanken haben. Es ist unmöglich, die Geschichte ihrer Bewohner zu verstehen, ohne sie in Verbindung zu ihrer kleinen Heimat zu setzen. Ihre Geschichte, ihre wirtschaftliche, soziale, intellektuelle und moralische Entwicklung stellen einen integralen Bestandteil dieser Region dar, und ihre Vereinigung hat daraus eine besondere Prägung erfahren. Eine Region, mit allem was sie umfaßt, ist schließlich ein lebendiges Gebilde und fast (wie) eine

Person. Man könnte sagen, daß sie eine Seele besitzt.“⁴⁸

Von dem Moment an, wo das zu lösende wissenschaftliche Problem gestellt war, blieb die Methodologie zu definieren. Wie konnte man die Seele einer Region untersuchen? Nach der Kritik der räumlichen Gliederung Frankreichs in Gestalt der republikanischen *départements*, aber auch der Provinzen des *Ancien Régime*, führt Foncin den Begriff des *pays* ein.

„Die wirklichen geographischen Einteilungen Frankreichs tragen einen anderen Namen, einen Namen, der durch den Respekt langer Generationen geweiht ist, einen Namen, den jeder auf den ersten Blick versteht und der alle anderen künstlichen Einteilungen unseres Territoriums überdauert hat. Diese ursprünglichen Regionen, diese ewig lebendigen Gebilde, weil sie ans der Natur der Dinge hervorgehen, weil sie sich auf den Boden selbst stützen und in ihm gebildet werden, das sind die *pays*.“⁴⁹

Im Folgejahr meldet sich Paul Lorquet zu Wort, um seine Unterstützung verbunden mit einer Ergänzung des Vorschlages von Foncin zu bekunden. Lorquet teilt den Standpunkt, eine psychologische Studie Frankreichs auf der Basis der Untersuchung der „kleinen *pays*“ zu erstellen, die in ihrer Mehrzahl auf die Zeit der „ehrwürdigen Antike“ zurückgehen würden.⁵⁰ Er fügt jedoch hinzu, dem Gegensatz von Ebene und Gebirge Rechnung tragen zu müssen. Zwischen den beiden bestünde eine tiefe geologische wie zivilisatorische Spannung.

„Wenn man sich weigert, zu glauben, daß diese Siedlungsformen Ausdruck psychologischer Unterschiede sind, wenn man annimmt, daß in diesem relativ kleinen Rahmen die gemeinsame Geschichte über die vielschichtige Geographie gesiegt hätte, dann sollte man sich an den berühmten Dualismus der Vendée erinnern, der die revolutionäre Ebene in Opposition zu den royalistischen *Bocage*- und Sumpflandschaften stellte.“⁵¹

Für die Geographen scheint es keinen Zweifel zu geben, daß im allgemeinen „die Beschaffenheit des Ortes (...) die Psychologie seiner Bewohner beeinflußt.“⁵² Henri Berr veröffentlicht 1908 einen Aufsatz von Lucien Réau, der in dieselbe Richtung zielt und der Entwicklung einer neuen Wissenschaft gewidmet ist. Die „Toponomastik“ oder „Wissenschaft von den Ortsnamen“, jenen unwiderlegbaren „Zeugen der Vergangenheit“, versprach, eine unverzichtbare Hilfe für die Geschichtswissenschaft zu werden, die es gestatten sollte, „mündliche Überlieferungen und schriftliche Zeugnisse auf die gleiche Weise wie überlieferte Sachzeugen“ zu studieren.“⁵³ Dieser Anspruch kann heute in der Geschichtswissenschaft noch mit vollem Recht verteidigt werden. Aber wir sollten nicht

vergessen, daß Berr, Foncin und die Mehrzahl der Geographen – die Schule Vidal de La Blaches eingeschlossen – zu Beginn des Jahrhunderts angenommen hatten, daß eine geographische Untersuchung unmittelbar der Gegenwart dienen und zu einer aktuellen Psychologie Frankreichs führen könne. Und in diesem Punkt waren die Geographen, wie wir noch sehen werden, bereits in einen Erkenntnisrückstand im Vergleich mit den Historikern geraten.

3. Eine ärmliche Bilanz: fehlgeschlagene Programme und unmögliche Synthesen

Was ist aus den beiden großen Achsen der Forschung geworden, die von Henri Berr entworfen worden waren, um eine historische Psychologie zu begründen, die in der Lage sein sollte, mit der Durkheimschen Soziologie zu konkurrieren? Die Erhebung, die in den ersten 25 Jahren der *Revue de Synthèse Historique* durchgeführt worden ist, gestattet es, das Echo zu bestimmen, das die Vorschläge von Berr gefunden haben, ebenso, wie jene intellektuellen Entwicklungen zu begreifen, die zum Scheitern seines Projektes beitrugen-.

*Die Völkerpsychologie oder „Erforschung des kollektiven Verhaltens“
– ein gescheitertes Programm*

In dem Zusammenhang, den ich untersuche, geht der Begriff „Untersuchung des kollektiven Verhaltens“ auf John Stuart Mill zurück, der ihn im sechsten Teil seiner „Logik“, die den Moralwissenschaften gewidmet war, 1843 eingeführt hatte. Der Philosoph Gustave Belot brachte das Werk 1897 in einer neuen französischen Übersetzung heraus. Mill stellt die Psychologie als „Wissenschaft von den elementaren Gesetzen des Geistes“ der Verhaltensforschung gegenüber, „die der Kunst der Erziehung entsprach, wenn man diesen Begriff im weitesten Sinne betrachtet, die die Herausbildung eines nationalen oder kollektiven Charakters ebenso einschließt wie die des individuellen Charakters.“⁵⁴ Jenseits der einfachen Psycho-Physiologie existiert folglich für Mill eine kollektive und eine individuelle Verhaltensforschung, je nach dem Blickwinkel des Beobachters, das heißt je nachdem, ob der Untersuchungsgegenstand eine Gruppe oder ein Individuum ist. Der Philosoph Paul Lapie, ein Mitarbeiter der *Année Sociologique*, sollte den Begriff in Frankreich einführen und Henri

Berr durch einen Aufsatz in der *Revue de Métaphysique et de Morale*, der 1902 unter dem Titel „Ethologie politique“ erschien, darauf aufmerksam machen.⁵⁵ Berr betonte in der Folgezeit kontinuierlich, daß „das, was Lapie mit Mill Erforschung des politischen Verhaltens nennt und ich eher als Völkerpsychologie bezeichnen würde, eines der Ziele der Zeitschrift ist“.⁵⁶ Er sollte sich allerdings allmählich der Bezeichnung *éthologie collective* anschließen, die in seinem 1911 erschienenen Buch *La synthèse en histoire* häufig erscheint. Die kollektive Verhaltensforschung „untersucht den Charakter der gegebenen historischen Gruppierungen (...), die in politischen Systemen organisiert, mit dem Boden verbunden sind und eine bestimmte Individualität hervorbringen“.⁵⁷ Diese Methode muß auf die Geschichte angewendet werden. Dabei ist „von der Hypothese auszugehen, daß ein einmal konstituierter nationaler Verband, – wie das Individuum – auf eine Art und Weise handelt, die nicht zufällig und unvorhersehbar ist.“⁵⁸ Aber wir brauchen auch eine vergleichende Verhaltensforschung, um die universell gültigen Elemente aufzudecken, und eine entwicklungsgeschichtliche Verhaltensforschung, die „die kombinierte Anwendung der Ethnologie, der Geographie und der Geschichte einschließt. Die Ethnologie, die die Charakterzüge jener ‘Unterrasse’ bestimmt und dabei die verschiedenen Milieus, in denen sich diese ‘Unterrasse’ herausgebildet hat, negiert, oder es zumindest versucht; die Geographie, die die Wirkung eines gegebenen Milieus auf das Verhalten genauer bestimmt, durch den Vergleich der Rassen, die aufeinander gefolgt sind und durch den Vergleich der Wirkungen, die analoge Milieus hervorgebracht haben; die Geschichte, die die verschiedenen Umstände aufzeigt, die die Menschengruppen einander angenähert, untereinander vermischt oder aber im Gegenteil geteilt und damit die ethnische Zusammensetzung und das Spiel der territorialen Einflüsse modifiziert haben. Diese kombinierten Disziplinen gestatten es, zu bestimmen, in welchem Maße der Charakter eines Volkes etwas ... Originales ist.“⁵⁹

Berr war bestrebt, sein Programm einer kollektiven Verhaltensforschung empirisch zu fundieren, da es ein zentrales Element darstellte, um erfolgreich mit der Soziologie konkurrieren zu können. Dazu regte er in den Jahren 1901 und 1902 systematisch Besprechungen der Arbeiten von Boutmy über die politische Psychologie der Engländer und Amerikaner an. Aber diese Besprechungen sind bloße Inhaltszusammenfassungen und platte Elogen geblieben, die eines Verständnisses für das wissenschaftliche Problem entbehren.⁶⁰ Interessanter sind die Untersuchungen von Jacques Bardoux über England⁶¹, die einer Monographie vorausgingen,

die von Paul Mantoux freundlich, aber ohne jeglichen Enthusiasmus besprochen wurde. Auch in dieser Besprechung fehlt ein ausdrückliches Bewußtsein für die spezifische Problemsicht und die zu Grunde liegende Methode. Diese Einschätzung trifft auch auf den sehr kurzen Aufsatz von Paul Clerget zu.⁶² Dessen Titel „Beitrag zur historischen Psychologie des Schweizer Volkes“ sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um einen rein deskriptiven Aufsatz handelt, der kein explizites wissenschaftliches Problem anspricht. Seine einzige intellektuelle Referenz ist Ernest Renan, er geht allerdings über einen Verweis auf den Namen nicht hinaus.

Die Initiativen Berr beschränken sich freilich nicht auf die Besprechungspolitik. In einem 1901 verfaßten programmatischen Text kündigt Maurice Dumoulin die Durchführung von vergleichenden Untersuchungen und die Erarbeitung von Fragebögen an, die sich an die Leser der Zeitschrift, vor allem in der Provinz, richten sollen. Berr führt in diesen Text ein und unterstreicht dabei die Bedeutung dieser Fragebögen für die Forschungen zur „Psychologie der Regionen und der *pays* in Frankreich“.⁶³ Im folgenden Jahr stellt Dumoulin folgerichtig einen ersten „ethnographischen“ Fragebogen vor, der der Untersuchung der „französischen Rasse“ gewidmet war. Er enthielt Fragen wie: Was ist ein Franzose? Welche Rolle haben die verschiedenen Wellen von Eroberern für die Mischung der Bevölkerung gespielt? Welche sozialen Wandlungen haben sie hervorgerufen? usw. Wir haben leider, wie Martin Fugler bereits festgestellt hat⁶⁴, über die Ergebnisse nie etwas erfahren. Alle diese Erhebungen und Fragebögen sind ohne Fortsetzung geblieben. Die Historiker haben darauf offensichtlich nicht in ausreichender Zahl geantwortet.

Im Inhaltsverzeichnis des ersten Jahrzehnts der *Revue de Synthèse Historique*, das von A. Fribourg erstellt wurde, finden wir schließlich unter dem Stichwort „Völkerpsychologie“ die thematischen Hefte, die 1907 der deutschen, 1908 der englischen, 1909 der italienischen und 1912 der russischen Kultur gewidmet waren. Berr charakterisierte diese thematischen Hefte in seiner ersten Bilanz „Nach zehn Jahren“ ebenfalls als „Beiträge zu einer kollektiven Psychologie“.⁶⁵ Wenn man diese Hefte allerdings etwas näher betrachtet, dann stellt man fest, daß es sich dabei um einfache Aneinanderreihungen von Aufsätzen handelt, die bestimmte Aspekte der Literatur, der Philosophie, der Musik oder des Theaters behandeln. Die Beiträge wurden von keiner gemeinsamem Problematik zusammengehalten und von Autoren verfaßt, die untereinander keine fachlichen Beziehungen unterhielten. Berr stellt sie in seinen kurzen einführenden Bemerkungen, die ihnen den Anschein von Einheitlichkeit

geben sollten, nicht einmal vor. In Wirklichkeit handelt es sich um Sammlungen von rein deskriptiven kulturgeschichtlichen Betrachtungen.

Eine Analyse der ersten Jahrgänge der *Revue de Synthèse Historique* drängt zu folgender Schlußfolgerung: Es ist Henri Berr nicht gelungen, dem Feld der Völkerpsychologie eine wirkliche Dynamik zu verleihen. Ein erster Grund dafür ist institutioneller Art. Eine solche Sichtweise auf die Psychologie hat für die professionellen Psychologen der Zeit wie Théodule Ribot, Pierre Janet, Alfred Binet u.a. weder einen intellektuellen Horizont eröffnet noch eine wissenschaftliche Herausforderung dargestellt. Sie beschäftigten sich vor allem mit der individuellen Psychophysiologie und Psychopathologie. Jene Autoren, die ihren Namen mit der Völkerpsychologie an der Wende vom 19. zum 20. Jh. verbunden hatten, waren isolierte Intellektuelle, die in der Regel nicht einmal Universitätsprofessoren waren. Folglich konnte sich Berr weder auf eine Gemeinschaft von Forschern noch auf einen kohärenten, sich erfolgreich entwickelnden, wissenschaftlichen Korpus stützen. Nach 1910 gerät der Forschungsgegenstand zunehmend in Vergessenheit, bevor er am Vorabend des Zweiten Weltkrieges dank der Anstrengungen von Abel Miroglio wieder auferstehen sollte. Miroglio gründet 1938 das Institut der Soziologie und Psychologie der Völker in Le Havre und 1946 die *Revue de Psychologie des Peuples*.⁶⁶

Schließlich können wir feststellen, daß die wichtigsten Gestalter der *Revue de Synthèse Historique* selbst – was ihre Forschungen betrifft – nicht ausreichend zur Konstituierung einer historischen Psychologie beigetragen haben. Henri Berr beschäftigte sich selbst nicht mit der historischen Psychologie der Völker oder Regionen, sondern mit der Geschichte der Ideen, auf der Grundlage der unbewiesenen Annahme, daß Gesetze der intellektuellen Evolution existierten. Diese Gesetze sollten in Gestalt eines „inneren Fadens“, als etwas Spezifisches, als eine Notwendigkeit sui generis existieren, die in gewisser Weise der realen Evolution vorausgegangen sein sollte“.⁶⁷ Man wird aber in der Zeitschrift selbst ohne weiteres Unterschiede zwischen dieser Geschichte der Ideen und den Arbeiten des Durkheimianers Célestin Bouglé über das Denken der Hindus (1907) und der Arbeit von Lucien Fébvre über die Franche-Comté (1905) finden. Beide Autoren stellen sich eher die Frage, was die Ideen dem sozialen – und bei Fébvre dem wirtschaftlichen – Milieu verdanken. Paul Lacombe beschäftigte sich neben seiner wissenschaftstheoretischen Arbeit und seinen Forschungen zur Geschichte des Eigentums vor allem mit der Analyse und Verbreitung des theoretischen Werkes von Taine. Er plädier-

te für eine Art historischer Psychosozologie, die sich auf die Idee gründete, daß die Literatur der „Spiegel der gegenwärtigen Gesellschaft“ sei.⁶⁸ Er hat damit vielleicht einen bestimmten Einfluß auf die Literaturgeschichtsschreibung ausgeübt, aber man wird diesen Einfluß unmöglich in Berr's Zeitschrift feststellen können.

Das Scheitern des Programms der psychologischen Geographie

Auf dem ersten Blick scheint der zweite Teil des Programms von Berr erfolgreicher verwirklicht worden zu sein. Berr hat zweifellos sein Programm einer Untersuchung der „Regionen Frankreichs“ verwirklicht. Zwischen 1900 und 1914 veröffentlichte die *Revue de Synthèse Historique* neun umfangreiche Abhandlungen über die Gascogne, das Lyonnais, das Burgund, die Franche-Comté, den Velay, das Roussillon, die Normandie, die Lorraine und die Ile-de-France. Auf diese Weise konnte das Vorhaben einer Synthese der geographischen und historischen Arbeiten, die vor allem auf lokaler Ebene entstanden waren, zum Teil erfolgreich durchgeführt werden. Jeder wird anerkennen, daß diese gleichermaßen historiographische wie historische Synthese notwendig war. Sie stellte für viele Historiker der Epoche eines der herausragendsten Ergebnisse der *Revue de Synthèse Historique* dar.⁶⁹

Aber das war nur der erste Teil des Programms von Berr, der im Anschluß eine Zusammenfassung der regionalen Synthesen gefordert hatte, um damit wie ein Mosaik das „psychologische Porträt Frankreichs“ zusammensetzen zu können. Diese zweite Ebene der Synthese wurde allerdings niemals verwirklicht. Die Ursachen dafür sind zu einem großen Teil rein wissenschaftlicher Art und traten im Verlauf des Vorhabens immer deutlicher zutage.

Tatsächlich bestand von Anfang an ein Hindernis für die Verwirklichung des Programms der historischen Psychologie im ausschließlichen Bezug auf die Humangeographie und ihre Untersuchungsgegenstände Boden, Territorium, Region. Wie die Dissertation von P. Veitl gezeigt hat, wurden die französischen Geographen der Jahrhundertwende allgemein von einem regionalistischen Glauben vorangetrieben, der sich in spezifischen philosophischen wie politischen, literarischen und wissenschaftlichen Fragestellungen äußerte, wie der nach der Verbindung von Harmonie des Menschen und Heimat, von Nationalgeschichte und Boden, Region und *pays*.⁷⁰ Selbst Vidal de La Blache entging dieser Gefahr nicht. Seit seinem Aufsatz aus dem Jahr 1888 über die „grundlegenden Gliederungen

des französischen Bodens“. dem 1903 sein berühmtes *Tableau géographique de la France* und 1904 ein Vortrag unter dem Titel „Landschaften Frankreichs“ folgte, kam er immer wieder auf Metaphern aus der Pflanzenwelt zurück, um die Verbundenheit der Menschen mit dem Boden zu beschreiben. Der Boden entwickelt eine „mächtige Kraft“, die den Pflanzen [gemeint sind die menschlichen Gesellschaften, L. M.] Leben einhaucht, „das kein Sturmwind zu vernichten vermag“.⁷¹ Der Boden bildet die Daseinsberechtigung der Nationalgeschichte, die sozial-ökonomischen Umwälzungen sind dagegen nichts anderes als Schaumkronen auf dem Meer.

„Ökonomische Revolutionen, wie die, die sich in unseren Tagen ereignen, drücken eine besondere Erregung der menschlichen Seele aus. Sie setzen die Menge in Bewegung, wecken Wünsche, bringen neue Ansprüche hervor. Sie wecken bei den einen Bedauern, bei den anderen Hirngespinnste. Aber diese Unruhe sollte uns nicht den Blick auf den Grund der Dinge verstellen. Wenn der Wind die Oberfläche eines Gewässers aufwühlt, dann gerät alles in Bewegung und vermischt sich, aber einen Augenblick später hat sich der bestimmende Zustand wiederhergestellt. Die aufmerksame Untersuchung des Festen und Dauerhaften in den geographischen Bedingungen Frankreichs muß uns mehr als jemals zuvor leiten.“⁷²

Das Werk von Vidal de la Blache entzieht sich allerdings auf Grund seiner Komplexität und der Lernfähigkeit des Autors allzu einfachen Interpretationen. Vidal de la Blache bewahrt und benutzt die ererbten Überlieferungen des 19. Jhs., aber er führt auch wesentliche Korrekturen aus. Letztere werden zum Beispiel in dem mehrfach zitierten Aufsatz deutlich, den er 1903 unter dem Titel „Die Humangeographie, ihre Beziehungen zur Geographie des Lebens“ in der *Revue de Synthèse Historique* veröffentlichte. Als er das „schwierigste Kapitel der Humangeographie, die Untersuchung der Einflüsse, die das herrschende Milieu auf den Menschen in physischer und moralischer Hinsicht ausübt“, berührt, schreibt er: „Daß der Mensch dem Einfluß des lokalen Milieus nicht zu entfliehen vermag, daß er selbst in seiner physischen und moralischen Verfassung wie auch die Dinge, die aus seinen Händen entstehen, eine besondere Prägung verraten, die aus dem Boden, dem Klima und den ihn umgebenden Lebewesen entstanden ist, gilt als allgemein und seit langem anerkannt. (...) Aber die Dinge sind nicht so einfach (...). Es ist in Wirklichkeit sehr schwierig, in unseren großen zivilisierten Gesellschaften den Einfluß des lokalen Milieus herauszuarbeiten. (...) Die Einflüsse

sind umso schwieriger herauszuarbeiten auf Grund der Komplexität unserer Gesellschaften (...), wo sie nicht auf der gleichen Ebene in Erscheinung treten. Tatsächlich gesellen sich zu den lokalen Ursachen eine Fülle von Einflüssen, die von außen hereingetragen werden, die seit Jahrhunderten fortwährend das Erbe der Generationen bereichern, ihnen mit neuen Bedürfnissen die Quelle neuer Initiativen bringen. Unter den Korrektiven, die sich den lokalen Einflüssen entgegenstellen, muß man besonders den Handel beachten und den Geist der Nachahmung, den er hervorruft“. Er folgert daraus, daß „die Beziehungen zwischen den verschiedenen Zivilisationen in Betracht gezogen werden müssen, um den Begriff des Einflusses des Milieus zu korrigieren“.⁷³

Diese Sätze hätten von Berr als Warnsignale verstanden werden können, denn über die Beschreibung eines Zustandes hinaus machten sie die starke und irreversible Tendenz der historischen Entwicklung deutlich. Es war klar ersichtlich, daß sich die westlichen Gesellschaften des 20. Jhs. immer weiter von jener lokalen bäuerlichen Lebenswelt entfernten, die auf die Rhythmen des natürlichen Milieus fixiert war und jeder Region ihren originalen Charakter verliehen hatte. Die Durkheimischen Soziologen hatten dies seit langem begriffen und formulierten daraus eines der Argumente ihrer Kritik, die sie gegenüber der Schule Vidal de La Blaches anbrachten.⁷⁴ Die *Vidaliens* zeigten sich aber in der Lage, diese Kritik für ihre Entwicklung zu nutzen. Nach den theoretischen Erweiterungen, die von Vidal de la Blache 1903 vorgenommen worden sind, markieren die Jahre 1908–1912 einen gewissen Wendepunkt, in dessen Verlauf die zentralen Konzeptionen der „natürlichen Region“ und des *pays* von den *Vidaliens* teilweise in Frage gestellt werden. 1908 erscheint zunächst das Buch von Lucien Galois über „Natürliche Regionen und Namen der *Pays*“. Dieses Buch zeigt sehr deutlich, daß nur physische Einheiten als natürliche Regionen charakterisiert werden können, das soziale und wirtschaftliche Leben, das von den Menschen entfaltet wird, damit aber keineswegs übereinstimmt. Die Region von Lyon sei zum Beispiel vollständig durch wirtschaftliche Aktivitäten geformt worden, die den natürlichen Rahmen überschritten, ihn verbreitert, durchbrochen, ausgehöhlt und umgestaltet haben.⁷⁵ Was die Namen der *pays* betrifft, so können sie uns, unter der Voraussetzung, daß wir sie als „Indizien, niemals aber als Beweise“ verstehen, unbestritten bei der Erhellung der älteren Geschichte helfen, nicht aber beim Verständnis des modernen Zeitalters.⁷⁶

In seiner Besprechung des Buches von Galois für die *Académie des Sciences Morales et Politiques* hebt Vidal de La Blache 1909 diese Argumentationlinie hervor, und ein Jahr später betont er in einem Auf-

satz, der den „französischen Regionen“ gewidmet ist, eindringlicher als je zuvor die Bedeutung der modernen wirtschaftlichen Entwicklung, die die traditionelle bäuerliche Lebensweise erschüttert und das Leben der Menschen radikal verändert hat.

„Wenn wir von einem normannischen, bretonischen, lothringischen oder provenzalischen Leben sprechen können, dann nur in dem Maße, wo es gezwungen ist, sich den Bedingungen der Moderne zu unterwerfen. (...) Manchmal hat sich alles verändert, mit Ausnahme des Namens und einer Idee, einer Überlieferung, die diesem Namen zur Unterstützung dient. Wer würde bei der Erwähnung von *Lancashire*, der großen industriellen Region Englands, an die Grafschaft denken, die von den ersten normannischen Königen geschaffen worden war, in einer Landschaft, in der die Stadt Lancastre ihre abgeschiedene Existenz führte? Es wird bald eine ebensogroße Kluft zwischem dem Lothringen der Herzöge und jener Region bestehen, die sich vor unseren Augen entwickelt.“⁷⁷

Das wichtigste Merkmal unserer Zeit, setzt Vidal fort, ist der Vormarsch dieser städtischen kapitalistischen Zivilisation, die „Menschen und Dingen eine außergewöhnliche Mobilität verleiht“ und auf eine „Notwendigkeit der Eroberung“ gegründet zu sein scheint.⁷⁸ Heute organisieren sich die Regionen um die „riesigen Städte“, die „wahren Hauptkräfte“ der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung.⁷⁹

Die Geographen der Schule Vidal de La Blaches scheinen seit Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jhs. die Notwendigkeit begriffen zu haben, das regionale Modell der geographischen Analyse zu überwinden und im Gegenzug Untersuchungen zur Urbanisierung durchzuführen. Aber das traditionelle Modell der Regionalstudie war institutionell fest etabliert, und die Fortschritte der Stadtgeographie blieben bescheiden und stellten sich sehr spät ein. Wie G. Montigny gezeigt hat, fand die Stadtgeographie trotz der punktuellen Ermutigungen durch Vidal de La Blache und einigen bescheidenen Syntheseversuchen von Gallois und Jean Baptiste Bruhnes vor 1930 keinen Eingang in das wissenschaftliche Programm der Human-geographie. Das Modell der Regionalmonographie war universitärer Kanon bis in die fünfziger Jahre. Bis zur Mitte des Jahrhunderts blieb die Geographie ihrem alten intellektuellen Grundsatz verhaftet, den sie aus den vergangenen Jahrhunderten geerbt hatte und der durch die Erforschung der *Harmonie* zwischen Mensch und Natur gekennzeichnet, das heißt auf die privilegierte Erforschung von Faktoren der Stabilität und der Dauer des menschlichen Lebens gerichtet war.⁸⁰

Das Eingeständnis des Scheiterns

Bestimmte Autoren der im Rahmen der *Revue de Synthèse Historique* entstandenen Monographien haben die Grenzen der Regionalpsychologie und die Bedeutung der neuen wirtschaftlichen Organisation sehr gut verstanden. So stellt Lucien Febvre in seiner Studie über die Franche-Comté zwar das Überleben der „Persönlichkeit der alten Landschaft“ fest, aber er zeigt gleichzeitig, daß dieses Überleben an wirtschaftliche Bedingungen geknüpft war, die in dieser Region das bewahrten, was sie an anderer Stelle zerstörten. Es entstand eine Einheit, ein Gleichgewicht, das ohne diese Voraussetzung den modernen sozialen Transformationen nicht hätte widerstehen können.⁸¹ 1908 verfaßt Henri Berr das Vorwort zur Arbeit von Gallois, und in der *Revue de Synthèse Historique* lobt Febvre dieses wunderbare „Lehrbuch der geographischen und sozialen Methode“.⁸² Berr sollte folglich sehr schnell die Situation begreifen. In seiner 1911 veröffentlichten *Synthèse en Histoire* stellt er in dem Kapitel über die Beziehungen zwischen Geographie und Geschichte seine ursprüngliche regionalistische Problematik zwar nicht in Frage⁸³ – dies wäre ein zu deutliches Eingeständnis des Scheiterns gewesen –, aber er räumt im gleichen Atemzug ein, daß die Institutionen eines Volkes eine „relative Unabhängigkeit gegenüber den geographischen Bedingungen“ besäßen. „Die Tatsache, daß sich die Grenzen verändern, ohne sich immer nach den natürlichen Gegebenheiten zu richten und daß sie manchmal zum großen Teil künstlich sind, die Tatsache, daß Städte gegründet werden und sich entwickeln, die nicht im Zentrum einer natürlichen Region liegen, deren politische Rolle aber dennoch übermächtig wird; die Tatsache, daß die Institutionen sich unablässig in einem gegebenen Milieu verändern, diese verschiedenen Tatsachen genügen, um zu beweisen, daß der Einfluß des Milieus immer weniger determinierend wirkt.“⁸⁴

In einer Fußnote konstatiert er die „recht junge“ Entwicklung der „Stadtgeographie“, aber man wird von dieser Richtung natürlich keine Spur in der *Revue de Synthèse Historique* finden. Henri Berr ist folglich einer allgemeinen Entwicklung gefolgt, die wissenschaftlich bereits brüchig geworden war. Er besaß nicht die Klarsicht eines Spezialisten wie Vidal de La Blache. Und er wollte die Soziologen zu einem Zeitpunkt umgehen, als jene gerade ein besonders waches Bewußtsein für die zentrale Bedeutung des städtischen Problems entwickelten.⁸⁵

Schlussfolgerungen. Von der „Revue de Synthèse Historique“ zu den „Annales“

Das Programm der Völkerpsychologie darf als nahezu vollständig gescheitert angesehen werden. Dem ambitionierten Vorhaben der psychologischen Geographie waren deutliche Grenzen gesetzt worden. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges scheinen die theoretischen Ambitionen und die Wissenschaftsstrategie von Berr gescheitert zu sein. Es handelt sich dabei vor allem darum, die Herausforderung der Durkheimschen Soziologie anzunehmen, indem man sie umging, mit ihren Ansprüchen rivalisierte – und sogar den Anspruch erhob, sie in eine größere Synthese einbeziehen zu können – mit Hilfe von Methoden, die von anderen Wissenschaftsdisziplinen hervorgebracht worden waren. Aber die Völkerpsychologie erreichte zu keiner Zeit den Status einer Wissenschaft, ganz zu schweigen von einer eigenständigen Disziplin. Die Geographie Vidal de La Blaches war selbst in einer intellektuellen Entwicklung begriffen und befand sich in einer Auseinandersetzung mit der Durkheimschen Soziologie. Letztere machte die Geographie verwundbar, indem sie die Grenzen der Reichweite ihres theoretischen Diskurses für die menschlichen Gesellschaften verdeutlichte. Berr hat seinen Wettstreit mit der Soziologie zwar nicht auf institutionellem Gebiet – die Durkheimsche Soziologie konnte die Geschichtswissenschaft an der Universität nicht bedrohen – wohl aber auf intellektuellem Gebiet verloren. In der Tatsache, daß Berr in immer stärkerem Maße auf seinen Positionen beharrte, sehe ich einen Ausgangspunkt für die Entwicklung des Projektes der *Annales* unabhängig von der *Revue de Synthèse*.

Nehmen wir unsere beiden zentralen Beispiele in Gestalt von Geographie und historischer Psychologie wieder auf. Auf dem Feld der Geographie werden die unterschiedlichen Positionen von Berr und Febvre sehr deutlich. Gegenüber der Strategie des uneingeschränkten Bündnisses, wie sie vom Herausgeber der *Revue de Synthèse Historique* verfolgt wurde, bevorzugte Febvre immer eine allgemein wohlwollende Betrachtung, die aber durch die Übernahme des Wesens der Durkheimschen Kritik deutlich abgeschwächt wurde. So hält er in seiner *Terre et l'évolution humaine*, die 1922 veröffentlicht wurde, aber zu einem großen Teil vor dem ersten Weltkrieg verfaßt worden war, zwar Distanz zu den Soziologen, indem er einschätzte, daß letztere die dogmatischen Geographen erst erfunden und deren Positionen, die in Wirklichkeit viel moderater wären, karikiert hätten.⁸⁶ Er übernimmt allerdings nichtsdestoweniger die Argumente der

Durkheimianer, was die Priorität der sozialen gegenüber der regionalen Dynamik betrifft, zum Beispiel bei der Analyse der Siedlungsstrukturen in den antiken Gesellschaften.⁸⁷ Desgleichen wiederholt er in der Folgezeit gegenüber Bruhnes, Galois und den Nachfolgern von Vidal de La Blache – mit Ausnahme von Demangeon, den er immer wohlwollend besprach⁸⁸ – den Vorwurf eines Ursachensimplizismus und einer deutlichen Übertreibung der Rolle des physischen Determinismus gegenüber den menschlichen Organisationsformen.⁸⁹ Für Febvre durfte „eine seriöse und wirkungsvolle Humangeographie“ keinen anderen Anspruch erheben, als „die Bedingungen für die Entwicklung menschlicher Gesellschaften zu erklären“.⁹⁰ Damit sind wir weit entfernt von regionalem Determinismus und dem Mythos von der perfekten Harmonie zwischen Mensch und Natur, der die Geographen am Ende des 19. Jhs. fasziniert hatte.

Die gleiche Distanzierung von den Positionen Berr's und die gleiche Annäherung an Durkheim'sche Positionen beobachten wir bei den Gründern der *Annales* in Bezug auf die historische Psychologie. Tatsächlich ist 1925, als die Völkerpsychologie des 19. Jhs. trotz der Wiederbelebungsversuche von Berr und Tolédano wissenschaftlich endgültig überlebt ist, die kollektive Psychologie im Begriff, in einem universitären Dialog wieder zu entstehen, den die Durkheim'schen Soziologen (Halbwachs, Lévy-Bruhl, Mauss) mit einigen Psychologen (Blondel, Dumas, Meyerson) in Paris und Straßbourg angeknüpft hatten. In Straßbourg befanden sich auch Marc Bloch und Lucien Febvre.⁹¹ Die zeitliche Nähe unterschiedlicher programmatischer Äußerungen besitzt in diesem Zusammenhang geradezu symbolischen Wert. In seinem Aufruf von 1925 an die „Wissenschaftler guten Willens“ zur Konstituierung der kollektiven Verhaltensforschung wendet sich Tolédano an keine konkrete Person, mit der Konsequenz, daß ihm niemand antwortet. Im gleichen Jahr beschäftigt sich Bloch in derselben Zeitschrift ausführlich mit den *Cadres Sociaux de la Mémoire* von Maurice Halbwachs, einem zentralen Werk für die kollektive Psychologie der Zwischenkriegszeit.⁹² Bloch weiß, an wen er sich zu wenden hat, ebenso wie Lucien Febvre, der drei Jahre später seinen *Martin Luther* veröffentlicht und damit beweist, was man aus einer Biographie herausholen kann, die als methodischer Imperativ vordringlich den Anspruch erhebt, das Individuum in seinem sozialen Umfeld zu betrachten.⁹³ Berr versteht dies sehr wohl und spendet dieser Konzeption von Geschichte starken Beifall.⁹⁴ Aber da der Philosoph, wie wir gesehen haben, andere Perspektiven hatte, verdankt Febvre seine Problemsicht nicht Berr. Allgemein gesprochen verdankt jene Richtung, die sich im

Kielwasser der *Annales* sehr bald zur „Mentalitätengeschichte“ entwickeln sollte, Henri Berr und seiner Zeitschrift viel weniger als der kollektiven Psychologie der Durkheimianer und dem Straßburger Milieu.

Zusammenfassend läßt sich schließlich feststellen, daß die *Revue de Synthèse Historique* die wissenschaftlichen Probleme ihrer Zeit reflektiert, aber niemals eine eigenständige wissenschaftliche Dynamik entwickeln kann. Im Gegensatz zur Geographie Vidal de La Blaches und zur Soziologie Durkheims gelingt es Henri Berr weder ein Forschungsprogramm zu definieren noch ein wirkliches Team von Forschern zu formieren. Er ist deshalb in seinem Versuch, eine „Wissenschaft von der Geschichte“ in Form der berühmten „Allgemeinen Synthese des historischen Wissens“ zu konstituieren, gescheitert. Durch die Annahme der Durkheimischen Herausforderung half er jedoch, der Geschichtswissenschaft neue Ansprüche zu formulieren. Indem er die besten Wissenschaftler seiner Zeit in jenen Institutionen mobilisierte, die sich unablässig weiterentwickelten, und diese in den Dienst der methodologischen Reflexion in der Geschichtswissenschaft stellte, beförderte Henri Berr eine bestimmte Geisteshaltung. Er formulierte theoretische Ansprüche, regte den interdisziplinären Dialog an und beschäftigte junge Historiker, die in dieser anregenden Atmosphäre „badeten“ und dadurch ihre Chance erhielten.

Von der *Revue de Synthèse Historique* zu den *Annales* führt sicher keine direkte wissenschaftliche Linie. Wir dürfen aber daraus keinesfalls schlußfolgern, daß die letzteren der erstere nichts verdanken würden. Die Historiker der *Annales* haben die Rolle von Berr und seiner Zeitschrift lange Zeit unterschätzt.⁹⁵ Um einen Forscher dazu zu bewegen, sich nicht damit zufriedenzugeben, zu beschreiben, sondern Problembewußtsein zu entwickeln – wenn wir an den Begriff *histoire problème* von Febvre denken – und wirklich etwas Neues zu entdecken – im wahrsten Sinne des Wortes Entdeckung – muß dieser Forscher Gründe haben, anders zu denken, als vorher. Und wenn Männer wie Henri Berr jungen Historikern wie Marc Bloch und Lucien Febvre nicht die Möglichkeit gegeben hätten, sich neuen Gegenständen zuzuwenden und Methoden anzueignen, dann hätten letztere sicher nicht so gut und so schnell mit ihrem eigenen Unternehmen Erfolg gehabt.

Völker- und Rassenpsychologie, Region und soziales Milieu

- 1 Der Aufsatz ist die schriftliche Fassung eines Diskussionsbeitrages, den der Verfasser auf dem Kolloquium „Henri Berr und die intellektuelle Kultur seiner Zeit“ im Oktober 1994 in Paris gehalten hat. Die französische Fassung dieses Beitrages wird zusammen mit den anderen Diskussionsbeiträgen des Kolloquiums in Hef 3-4 (1995) der „Revue de Synthèse“ veröffentlicht. Die Redaktion bedankt sich bei den Verantwortlichen der „Revue de Synthèse“ für die Erlaubnis, den Beitrag von Laurent Mucchielli an dieser Stelle abdrucken zu dürfen. Aus dem Französischen übersetzt von Steffen Sammler. (Anm. d. Red.)
- 2 Vgl. R. Keylor, *Academy and Community, the Foundation of the French Historical Profession*, Harvard 1975; G. Noiriel, *Naissance du métier d'historien*, in: *Genèses* 1 (1990), H. 1, S. 58-85.
- 3 Vgl. L. Mucchielli, *Aux origines de la Nouvelle Histoire. L'évolution intellectuelle et les transformations du champ des sciences sociales*, in: *Revue de Synthèse* 1995, H. 1.
- 4 Vgl. H. Berr, *Au bout de trente ans*, in: *Revue de Synthèse Historique, Nouvelle Série*, XXIV (1930), S. 14.
- 5 W. Wundt, *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*, Bd. 1, I, Leipzig 1900, S. 10.
- 6 Vgl. R. Nye, *The origins of crowd psychology. Gustave Le Bon and the crisis of mass democracy in the Third Republic*, London 1975; S. Barrows, *Miroirs déformants. Réflexions sur la foule en France à la fin du XIXe siècle*, Paris 1990.
- 7 Es erstaunt mich, den Begriff *caractérologie sociale* in den zeitgenössischen Texten nicht gefunden zu haben. Die Deutschen sprechen dagegen häufig von „Völkercharakterologie“. Es wäre im übrigen interessant, die Geschichte des Begriffs *caractérologie* in Frankreich zu untersuchen.
- 8 Ebenda, S. 11f.
- 9 A. Fouillée, *Psychologie du peuple français*, Paris 1898, S. 12.
- 10 P. Favre, *Naissance de la science politique en France, 1870-1914*, Paris 1989.
- 11 Vgl. P. Besnard, *La formation de l'équipe de l'Année sociologique*, in: *Revue française de Sociologie* 22 (1979), S. 7-31; L. Mucchielli, *Heurs et malheurs du durkheimisme. Problèmes historiographiques, enjeux épistémologiques et pédagogiques d'une mémoire disciplinaire: la sociologie*, in: *Politix. Travaux de science politique*, 1995, H. 29, S. 55-79.
- 12 Vgl. P. Besnard, *L'impérialisme sociologique face à l'histoire*, in: *Historiens et sociologues aujourd'hui*, Paris 1986, S. 27-36; L. Mucchielli, *Aux origines de la Nouvelle Histoire* (Anm. 2).
- 13 Vgl. E. Durkheim, *Cours de science sociale. Leçon d'ouverture (1888)*; dt. *Einführung in die Sozialwissenschaft. Eröffnungsvorlesung*, in: *Emile Durkheim. Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft*, Hrsg. von L. Heisterberg, Darmstadt/Neuwied 1981, S. 25-52.
- 14 E. Durkheim, *Préface*, in: *Année Sociologique* 1 (1887), S. II.
- 15 Ebenda.
- 16 Vgl. G. Paoletti, *La réception des Règles du vivant de Durkheim (1894-1917)*, in: *Durkheim un siècle après*, hrsg. von M. Borlandi und L. Mucchielli, Paris 1995 (im Druck).
- 17 Vgl. L. Mucchielli, *Psychologie et sociologie en France, l'appel à un territoire commun: vers la psychologie collective*, in: *Revue de Synthèse*, 1994, H. 3-4, S. 345-383.
- 18 Berr und Durkheim kannten sich so gut, daß sie sich duzten, wie ein Brief vom 10. Juli (1900?) belegt, in dem Berr Durkheim versichert, daß die einzige Soziologie, die in seiner Zeitschrift vertreten wird, jene ist, die von den Mitarbeitern der *Année Sociologique* vertreten wird. Er kommt sogar zu der Schlußfolgerung, „daß die neue Zeitschrift nur die

Bedeutung, den methodischen Charakter und die Überlegenheit dieser Richtung unterstreichen wird.“ Der Brief befindet sich im Bestand Henri Berr, HBR-2-G1 der im Institut Mémoires de l'Édition Contemporaine aufbewahrt wird. Ein anderer Brief, der im Juni 1904 von Durkheim an Berr geschrieben worden ist (HBR-2-A16), bestätigt die relative Vertrautheit, die zwischen den beiden ehemaligen Normaliens bestand.

- 19 H. Berr, *Sur notre programme*, in: *Revue de Synthèse Historique* 1 (1900), S. 3.
- 20 „Es ist möglich, aus einer Untersuchung der sozialen Formen nützliche Hinweise zu erhalten; aber die konkrete und vergleichende Untersuchung der wirtschaftlichen, religiösen, moralischen, juristischen und politischen Fakten ist von von offensichtlicher Nützlichkeit. Es wird folglich in dieser Zeitschrift einen Teil geben, der der Soziologie gewidmet ist und da sich die Mitarbeiter der *Année Sociologique* gern damit beschäftigen wollen, wird er von diesen bestritten werden.“ Ebenda, S. 4.
- 21 Ebenda, S. 4f.
- 22 Ebenda, S. 2.
- 23 Paul Lacombe (1839-1919) war einer der engsten Weggefährten von Berr. Er war der beste Absolvent des Jahrganges 1859 an der *Ecole des Chartes*, Mitglied von positivistischen und materialistischen Zirkeln, aber auch Sekretär von Viktor Cousin. Lacombe blieb bis 1870 einer der Intellektuellen, die dem Kaiserreich „den Eid verweigerten“. Nach der Wiedererrichtung der Republik, wird er Unterpräfekt des *département Figeac*, Generalsekretär des *département Loiret* und schließlich Generalinspekteur der französischen Bibliotheken und Archive. Vgl. H. Berr, *L'histoire traditionnelle et la synthèse historique*, Paris 1921, S. 58-69.
- A.D. Xénopol (1847-1920), ein frankophiler Historiker aus Rumänien, war Rektor der Universität von Jassy, Mitglied der rumänischen Akademie der Wissenschaften und korrespondierendes Mitglied der französischen *Académie des Sciences Politiques et Morales*.
- 24 Vgl. P. Lacombe, *De l'histoire considérée comme science*, Paris 1894; A. D. Xénopol, *Les problèmes fondamentaux de l'histoire*, Paris 1899.
- 25 Ungeachtet der stets vorsichtigen Formulierungen Berr's, stellt die totale Abwesenheit des Rassenthemas ebenso wie die Abwesenheit von Autoren, die aus dem medizinischen Milieu kommen, ein gutes Indiz für seine editorische Pohtik dar.
- 26 A.D. Xénopol, *Les problèmes fondamentaux de l'histoire* (Anm. 24), S. 75, 77.
- 27 Vgl. P. Lacombe, *De l'histoire considérée comme science* (Anm. 24), S. 40f.
- 28 A.D. Xénopol, *Race et milieu*, in: *Revue de Synthèse Historique*, 1 (1900), S. 254-264.
- 29 P. Lacombe, *Milieu et race*, in: *Revue de Synthèse Historique* 2 (1901), S. 34.
- 30 Ebenda, S. 40.
- 31 Ebenda, S. 45.
- 32 Ebenda, S. 50.
- 33 A. D. Xénopol, *Discussion sur la race*, in: *Revue de Synthèse Historique*, 2 (1901), S. 347.
- 34 P. Lacombe, *Milieu et race* (Anm. 29), S. 55.
- 35 Vgl. M. Réberieux *Histoire, historiens et dreyfusisme*, in: *Revue Historique*, Bd. 255 (1976), S. 407-432.
- 36 Vgl. L. Mucchielli, *Le rejet de la notion de Race chez les sociologues durkheimiens dans le contexte „Fin de siècle“ (1885-1914)*, in: *La race: idées et pratiques dans l'histoire des sciences*, hrsg. von A. Ducros und M. Panoff, Paris 1995 (im Druck).
- 37 Vgl. C. Charle, *Naissance des intellectuels. 1880-1900*, Paris 1990.
- 38 Vgl. H. Berr, *La synthèse en histoire*, Paris 1953, S. 82. In gleichem Sinne sollte er nach dem Krieg seine rechte Hand André Tolédano schreiben lassen, „daß es an der Zeit sei, daß sich

Völker- und Rassenpsychologie, Region und soziales Milieu

- die Wissenschaften vom Menschen von diesem Begriff der Rasse befreien würden". A. Tolédano, *L'éthologie collective. Esquisse d'un programme de travail*, in: *Revue de Synthèse Historique. Nouvelle Série*. XIII (1925), S. 6.
- 39 Vgl. E. Lavisse, *Du déterminisme historique et géographique*, in: *Revue philosophique* 1880, S. 68-79.
- 40 Vgl. V. Berdoulay, *La formation de l'École française de géographie (1870-1914)*, Paris 1981; C. Rhein, *La géographie, discipline scolaire et/ou science sociale? (1860-1920)*, in: *Revue française de sociologie*, XXIII (1982), S. 223-251; M.C. Robic, *La création de los Annales de géographie (1891). Estrategia universitaria y geographia humana*, in: *Documents d'anàlisi geogràfica* 22 (1993), S. 47-64.
- 41 Vgl. M.C. Robic, *Géographie et écologie végétale: le tournant de la Belle Epoque*, in: *Du milieu à l'environnement. Pratiques et représentations du rapport homme/nature depuis la renaissance*, hrsg. von M. C. Robic, Paris 1992, S. 125-165.
- 42 Vgl. P. Vidal de la Blache, *La géographie politique. A propos des écrits de M. Frédéric Ratzel*, in: *Annales de Géographie*, 8 (1898), S. 97-111.
- 43 Vgl. ders., *La géographie humaine, ses rapports avec la géographie de la vie*, in: *Revue de Synthèse Historique* 4 (1903), S. 219-240.
- 44 H. Berr, *La synthèse en histoire* (Anm. 38), S. 88.
- 45 Ebenda, S. 90.
- 46 H. Berr, *La synthèse des études relatives aux régions de la France*, in: *Revue de Synthèse Historique* 4 (1903), S. 177-178.
- 47 Pierre Foncin erklärte selbst: „Ich verhehle mein hintergründiges Interesse nicht, diese große Studie der späteren administrativen Neugestaltung der Republik zu Diensten zu sehen, die bis heute im einheitlichen und autoritären Rahmen der von Monarchie und Kaiserreich durchgeführten Zentralisierung gefangen ist.“ P. Foncin, *Introduction à l'étude des régions de France*, in: *Revue de Synthèse Historique* 1 (1900), S. 14-20. Foncin (1841-1916) war ein einflußreicher Intellektueller der III. Republik. Der Historiker und persönliche Freund von Paul Bert (mit dem er die Alliance française gründete) veröffentlichte 1898 ein signifikantes Buch, das unter dem Titel „Les pays de France, projet de fédéralisme administratif“ bei Armand Colin in Paris erschien.
- 48 Ebenda, S. 15.
- 49 Ebenda, S. 19.
- 50 P. Lorquet, *Quels cadres choisir pour l'étude psychologique de la France?* In: *Revue de Synthèse Historique* 2 (1901), S. 27.
- 51 Ebenda, S. 28-29.
- 52 Ebenda, S. 31.
- 53 L. Réau, *L'origine et la signification des noms géographiques*, in: *Revue de Synthèse Historique* 9 (1908), S. 131: 163.
- 54 Vgl. J. S. Mill, *A System of Logic*, London 1843.
- 55 Lapie erinnert zunächst an das Verdienst von Taine, „dessem Beispiel allerdings nicht gefolgt worden war“. Der weitere Teil seiner Ausführungen ist der Kritik der Arbeiten von Boutmy und Fouillée gewidmet, die darauf gerichtet ist, ihre „psychologische Methode, die die Beobachtung der individuellen Bewußtseins nutzt“ durch eine „soziologische Methode, die die sozialen Fakten auf ihre psychischen Voraussetzungen zurückführt“ zu ersetzen. P. Lapie, *Ethologie politique*, in: *Revue de Métaphysique et de Morale* 1902, S. 491. Wir sollten allerdings präzisieren, daß der Begriff *éthologie collective* in der *Année Sociologique* seit dem zweiten Band präsent ist, wo er selbst eine Rubrik im siebenten Abschnitt bildet.

Laurent Mucchielli

- Bemerken wir abschließend, daß Berr sich einmal mehr sehr aufmerksam und schließlich sehr beeinflußt von der Position der Durkheimianer zeigte. In seinem Buch *La synthèse en histoire* verweist er für eine Zusammenfassung dessen, was jedes Jahr auf dem Gebiet der Verhaltensforschung geleistet worden ist, auf die Rubrik gleichen Namens in der *Année Sociologique*. Vgl. H. Berr, *La synthèse en Histoire* (Anm. 38), S. 84.
- 56 H. Berr, Rez. zu P. Lapie, *Ethologie politique*, in: *Revue de Synthèse Historique* 3 (1902), S. 254.
- 57 H. Berr, *La synthèse en histoire* (Anm. 38), S. 80f.
- 58 Ebenda, S. 84.
- 59 Ebenda, S. 87.
- 60 Die Verfasser dieser Besprechungen sind sicher im allgemeinen anerkannte Persönlichkeiten, deren Interessengebiete jedoch nicht immer in direktem Bezug zu den Gegenständen stehen, die sie in der Zeitschrift Berr's behandelten. Désiré Pasquet (1870-1928), der die Arbeit Boutmys über die politische Psychologie des englischen Volkes besprochen hatte, ist zum Beispiel ein Spezialist der Stadtgeographie in England und ein Autor, der der Schule von Vidal de la Blache nahe stand. Vgl. G. Montigny, *De la ville à l'urbanisation*, Paris 1992, 218-231. Die Mitarbeit von Pasquet zeigt, daß es Berr verstand, junge und dynamische Autoren zu rekrutieren, aber der Inhalt seines umfangreichen Besprechung läßt vermuten, daß Berr den Versuch einer gewaltsamen Hochzeit zwischen intellektuellen Milieus versucht hat, die nicht wirklich miteinander kommunizierten.
- 61 Vgl. J. Bardoux, *Le facteur celtique. sa place dans l'évolution de l'Angleterre au XIXe siècle*, in: *Revue de Synthèse Historique* 6 (1905), S. 140-148; ders., *L'idéalisme littéraire anglais. Essai d'une définition psychologique*, in: ebenda, S. 275-289.
- 62 Vgl. P. Clerget, *Contribution à la psychologie historique du peuple suisse*, in: *Revue de Synthèse Historique* 4 (1903), S. 165-177.
- 63 Vgl. M. Dumoulin, *Choses à faire*, in: *Revue de Synthèse Historique*, 2 (1901), S. 297.
- 64 Vgl. M. Fugler, *Analyse ou synthèse? La Revue de Synthèse Historique 1900-1910. Mémoire de maîtrise, Faculté des sciences historiques de l'université de Strasbourg* 1985.
- 65 H. Berr, *Au bout de dix ans* (Anm. 3), S. 4.
- 66 1925 versuchte André Toledano, die neue rechte Hand von Henri Berr, diese Forschungen wieder aufzunehmen. Er veröffentlichte den Entwurf eines Arbeitsprogrammes zur Erforschung des kollektiven Verhaltens, das in mindestens drei Punkten bemerkenswert scheint. Nach einer Kritik der „umstrittenen Ergebnisse“ und „übereilten und willkürlichen Verallgemeinerungen“ von Boutmy und Fouillée beklagte Toledano zunächst das Fehlen der Forschung auf diesem Gebiet. „Man wundert sich, daß Forschungen - auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage - noch nicht durchgeführt worden sind“. Aber er behält in gleichem Atemzug die gleiche Ungenauigkeit und Realitätsfremdheit der Autoren des 19. Jhs. bei, denn es geht für ihn noch immer darum, den „Charakter der modernen Nationen“ zu verstehen, „diesen zu verändern und zu verbessern“, damit die Nationen sich besser verstehen und „Mißverständnisse, Konflikte und Kriege“ vermeiden könnten. A. Toledano, *L'éthologie collective* (Anm. 38), S. 5-6. Erneut blieb dieser Aufruf, eine neue Forschungsrichtung zu konstituieren, auf den zurückzukommen sein wird, folgerlos.
- 67 H. Berr, *Le problème des idées dans la synthèse historique. A propos d'ouvrages récents*, in: *Revue de Synthèse Historique* 5 (1904), S. 305.
- 68 Vgl. P. Lacombe, *Notes sur Taine. Le milieu en histoire littéraire*, in: *Revue de Synthèse Historique* 5 (1904), S. 282; ders., *La psychologie des individus et des sociétés chez Taine, historien des littératures*, Paris 1906.

Völker- und Rassenpsychologie, Region und soziales Milieu

- 69 In der Aufgabe, dies Material zu sammeln war tatsächlich die Zielstellung einer Synthese zu sehen. Wie Berr in seinem Programm erinnerte, zählte Frankreich in der Tat nicht weniger als 600 Sociétés Savantes, die Mehrzahl davon in der Provinz, von denen sich fast die Hälfte ausschließlich oder schwerpunktmäßig mit Geschichte und Geographie beschäftigten. Vgl. H. Berr. La synthèse des études relatives aux régions de la France (Anm. 46), S. 166. Die Mehrzahl dieser lokalen Untersuchungen waren im Pariser universitären Milieu jedoch unbekannt.
- 70 Vgl. P. Veitl, Les régions économiques Clémentel et l'invention de la région des Alpes-Maritimes, Thèse de l'université de Grenoble II.
- 71 P. Vidal de La Blache, La géographie humaine (Anm. 43).
- 72 Ebenda.
- 73 Ebenda, S. 235ff.
- 74 Vgl. H.F. Andrews, The Durkheimians and human geography: some contextual problems in the sociology of knowledge, in: Transactions, Institute of British Geographers 9 (1984), S. 315-336; ders., Durkheim and social morphology, in: Emile Durkheim, Sociologist and Moralist, hrsg. von S.P. Turner, London/New York 1993, S. 111-135; L. Mucchielli, M.C. Robic, La „Morphologie sociale“ selon Durkheim: entre géographie et sociologie, in: La sociologie et sa méthode. Les Règles de Durkheim un siècle après, hrsg. von M. Borlandi und L. Mucchielli, Paris 1995 (im Druck).
- 75 Vgl. L. Gallois, Régions naturelles et noms de pays. Etude sur la région parisienne, Paris 1908, S. 222-226.
- 76 Ebenda, S. 215.
- 77 P. Vidal de La Blache, Les régions françaises, in: Revue de Paris, 15 décembre 1910, S. 826.
- 78 Ebenda, S. 830f.
- 79 Ebenda, S. 838f.
- 80 Vgl. G. Montigny, De la ville à l'urbanisation (Anm. 60), S. 76.
- 81 L. Febvre, La Franco-Comté (suite), in: Revue de Synthèse Historique 6 (1905), S. 90f.
- 82 L. Febvre, Régions naturelles et noms de pays, in: Revue de Synthèse Historique 10 (1909), S. 279.
- 83 „Die Analyse der verschiedenen Elemente, die die Regionen gestaltet haben und die Regionen, die in ihrer Verbindung Frankreich hervorgebracht haben, dient dazu, die Psychologie Frankreichs methodisch und wissenschaftlich zu befördern (...). Und er schließt unmittelbar an: „Diese Untersuchungen machen mit wachsender Genauigkeit deutlich, wie die Gruppen von Menschen sich immer stärker in ihrem Milieu 'verwurzeln' (...), darin ihre Aktivitäten entfalten und wie sie sich folglich mit ihm vereinigen, in ihrer menschlichen Entwicklung voranschreiten und ihr Milieu durch ihre Aktivitäten gestalten“. H. Berr, La synthèse en histoire (Anm. 38), S. 94.
- 84 Ebenda, S. 95-96.
- 85 Vgl. G. Montigny, De la ville à l'urbanisation (Anm. 60), S. 183-215; L. Mucchielli, M.C. Robic, La „Morphologie sociale“ selon Durkheim (Anm. 74).
- 86 Vgl. L. Febvre, La Terre et l'évolution humaine. Introduction géographique à l'histoire, Paris 1970, S. 61, 79, 82.
- 87 Ebenda, S. 50-60.
- 88 Albert Demangeon (1872-1940) war seit 1921 Herausgeber der Annales de Géographie. Seit 1925 Professor für ökonomische Geographie an der Sorbonne, behauptete er in der Zwischenkriegszeit einen zentralen Platz im institutionellen Dialog zwischen den drei Disziplinen. Von Febvre als Vorbild angesehen, war Demangeon Mitglied des Redaktions-

Laurent Mucchielli

kollegiums der Annales, gleichzeitig aber auch einer der Mitarbeiter der neuen Folge der *Année Sociologique*. Mitglied des 1924 gegründeten Institut Français de Sociologie und eine wichtige Unterstützung für Marcel Mauss während der Gründung des ethnologischen Institutes in Paris im Jahr 1925.

- 89 L. Febvre, *Le problème de la géographie humaine. A propos d'ouvrages récents*, in: *Revue de Synthèse Historique* 24 (1923), S. 114-116; ders., *L'école géographique française et son effort de synthèse*, in: *Revue de Synthèse Historique* 29 (1928), S. 40.
- 90 Ebenda.
- 91 Vgl. L. Mucchielli, *Psychologie et sociologie en France, l'appel à un territoire commun: vers la psychologie collective* (Anm. 17).
- 92 Vgl. M. Bloch, *Mémoire collective, tradition et coutume. A propos d'un livre récent*, in: *Revue de Synthèse Historique, Nouvelle Série* 1925, S. 73-83.
- 93 Vgl. L. Febvre, *Martin Luther. Un destin*. Paris 1928.
- 94 Vgl. H. Berr, *Luther et son milieu. A propos du 'Martin Luther' de Lucien Febvre*, in: *Revue de Synthèse Historique, Nouvelle Série*, 1929, S. 5-19.
- 95 Vgl. L. Mucchielli, *Aux origines de la Nouvelle Histoire* (Anm. 2).

Die irische Historiographie im 19. Jahrhundert und Leckys Geschichtskonzeption

Von der irischen Geschichte bemerkte der Historiker und Kulturphilosoph W. E. H. Lecky (1838–1903) einmal, sie sei eine Geschichte der Besiegten, eine Folge zahlloser Niederlagen und biete entsprechend dem Historiker eine „invaluable study of morbid anatomy“.¹ Seit es eine irische Geschichtsschreibung gibt, haben sich ihre Historiker mit diesem Aspekt auseinandergesetzt. Sie haben sich indes weniger mit der pädagogischen Seite einer Perspektive der Eroberten beschäftigt,² sondern zumeist eine Historie geschrieben, in der das irische Mittelalter glorifiziert und die englische Herrschaft über Irland seit der Reformation zutiefst verurteilt wurde.

In seiner Zeit war Leckys Fragestellung von einer bis dahin vorherrschenden Tradition der irischen Geschichtsschreibung losgelöst, weil er die Mißstände in Irland nicht zur Grundlage fortdauernder Polemik, sondern zum Anlaß konstruktiver Lösungsvorschläge nahm. Diese These soll im folgenden untersucht werden. Auf eine allgemeine Darstellung der irischen Historiographie des 19. Jhs. folgt die Frage, wie sich Lecky als einer der einflußreichsten, und doch heute immer noch wenig bekannten Historiker zwischen Macaulay und Trevelyan auf den britischen Inseln über eine Modernisierung der Geschichtsschreibung äußerte und welche Geschichtskonzeption er im Gegensatz zu seinen irischen Zeitgenossen vertrat.³ W. E. H. Lecky soll mit besonderer Aufmerksamkeit vorgestellt werden, weil allein sein umfangreiches Werk und sein großer Nachlaß eine Beschäftigung mit ihm als dem produktivsten und kreativsten irischen Historiker des 19. Jhs. rechtfertigen. Lecky war nach den Begriffen Stefan Collinis ein „Public Moralist“ der viktorianischen Gesellschaft,⁴ ein Gelehrter, der neben den intellektuellen auch an den politischen und damit zugleich inoralischen Debatten teilnahm und seine Ideen im Dialog mit der Öffentlichkeit äußerte. Seine Zwischenstellung zwischen Irlands Souveränitätsstreben auf der einen Seite und Englands imperialem Stabilitätsbedürfnis auf der anderen gab seinem politischen wie geschichts-

konzeptionellen Denken eine besondere Brisanz. Als im Zusammenhang der Home-Rule-Frage die Relevanz der irischen Geschichte des 18. Jhs. für die Politik des 19. Jhs. insbesondere von W. E. Gladstone diskutiert wurde, mußte Lecky auch deshalb das Wort ergreifen, weil seine Konzeption von der Geschichte an sich in unmittelbarem Verhältnis zu seiner politischen Überzeugung stand.

Die Ergebnisse der Amerikanischen und Französischen Revolutionen, auch der großen Rebellion in Irland 1798 und in deren Folge der Unionsabschluß zwischen England und Irland im Jahr 1800 hinterließen einen nachhaltigen Eindruck auf die Ausrichtung der irischen Geschichtsschreibung zu Beginn des 19. Jhs.⁵ Zahlreiche Gesellschaften zur Erforschung der gälischen Vergangenheit wie zum Beispiel die „Gaelic Society“ (1807), die „Iberno-Celtic Society“ (1818) oder die „Irish Archaeological Society“ (1848) verfolgten gezielt die Aufgabe, in Irlands Frühgeschichte die kulturellen Grundlagen für den erwachenden Nationalismus zu suchen. Der spezifische anglo-irische Patriotismus der protestantischen Oberschicht des 18. Jhs. wurde im Zeichen der Kampagne für die Katholikenemanzipation seit den zwanziger Jahren des 19. Jhs. von einem vorherrschend katholischen Nationalismus verdrängt. Dieser befaßte sich für die Begründung seiner Ziele mit Gedächtnisorten der irischen Geschichte wie beispielsweise dem Aufstand in Ulster 1641, dem Vertrag von Limerick 1691 oder den Strafgesetzen gegen Katholiken im 18. Jh. und belegte politische Argumente der eigenen Zeit mit moralischen Kriterien der Vergangenheit.

Die politische Nutzbarmachung der Geschichte war seit dem 17. Jh. an sich nichts Außergewöhnliches sowohl für die katholische als auch für die protestantische irische Historiographie. Sie hatte indes im Laufe des 19. Jhs. angesichts der zunehmend an Sprengkraft gewinnenden Home-Rule-Frage in Irland eine so große Bedeutung, daß sich irische Historiker bald in der Rolle politischer Sinnstifter wiederfanden bzw. sich diese absichtlich zueigen machten. Doch weil die irische Geschichtsschreibung im wesentlichen damit beschäftigt war, konfessionelle und damit politische Standpunkte zu klären und entsprechende Schwerpunkte in den historischen Untersuchungen legte, die ihrerseits politische Kontroversen reflektierten, hatte sie kaum die Gelegenheit, darüber hinaus über geschichtsmethodologische Fragen eingehender zu diskutieren.

Was für die englische Historiographie überzeugend bewiesen werden konnte, nämlich daß es in England im 19. Jh. entgegen bisheriger Auffassungen durchaus eine Debatte über die theoretischen und methodischen

Grundlagen der Geschichtsschreibung gegeben hat,⁶ läßt sich in dieser Deutlichkeit für Irland nicht feststellen. Im Gegenteil: Nach wie vor begriff sich ein Großteil der irischen Historiker als *Geschichtsschreiber*, nicht *-wissenschaftler* und verfaßte eine eher erzählende als wissenschaftlich gestützte Historie Irlands. Hierauf hat auch Roy Foster aufmerksam gemacht und hervorgehoben, daß sich diese Charakteristik nicht zuletzt in dem häufig auftretenden Buchtitel einer „*Story of Ireland*“ bei Autoren wie A. M. Sullivan (1830–1884) oder S. O’Grady (1832–1915) wiederfinden läßt.⁷ Im Unterschied also zur englischen Methodendiskussion, die seit Erscheinen von H. T. Buckles „*History of Civilization in England*“ (2 Bde., 1857, 1861) zwischen so renommierten Historikern wie Lord Acton, James Anthony Froude, Charles Kingsley, John Morley, John Robert Seeley, William Stubbs u.v.a. über den Wissenschaftscharakter der Geschichte und einer „*science of history*“ geführt wurde, konzentrierte sich die irische Historiographie nicht auf methodenspezifische Fragen, sondern auf eine nationalgeschichtliche Erklärung der Position Irlands innerhalb der britischen Geschichte. Insofern ging es in Irland bis weit in das 20. Jh. hinein weniger um eine Definition des geschichtswissenschaftlichen Standpunktes als vielmehr um die Festigung einer historischen und damit politischen Sichtweise der eigenen nationalen Geschichte. Das bedingte sich unmittelbar aus Irlands Erfahrung einer seit der Kolonisation fast ausschließlich von England abhängigen historischen Entwicklung und dem Bedürfnis, sich von Englands Herrschaft zu lösen. Entsprechend trat die irische Geschichtsschreibung vornehmlich des 19. und beginnenden 20. Jhs. in den Dienst politischer Emanzipationsversuche, für die eine wissenschaftsinterne, theorieorientierte und die Professionalisierung der Geschichte anstrebende Perspektive zunächst zweitrangig war.

Für die vorherrschende Richtung der irischen Geschichtsschreibung läßt sich feststellen, daß ihre nationale Ausrichtung auch eine Antwort auf eine beschönigende, englische Deutung der Eroberung Irlands war.⁸ Allein aufgrund der gespannten politischen Konstellationen konnte aber auf beiden Seiten der irischen See noch keine unparteiische Interpretation der irischen Geschichte erwartet werden, ganz zu schweigen etwa von so einem modernen Versuch einer „*common history*“ der britischen Inseln, wie ihn Ronald Asch 1993 unternommen hat.⁹ So konzentrierte sich die irische Geschichtsschreibung, insbesondere seit Gründung der *Royal Irish Academy* 1786, vorerst auf die Aufarbeitung und Darstellung der archäologischen und volkswissenschaftlichen Funde in Irland. Häufig wurde dann mit der irischen Vergangenheit der gegenwärtige Patriotismus erklärt, wie es

der irischen Vergangenheit der gegenwärtige Patriotismus erklärt, wie es beispielsweise Charles O'Connor in seinen *Dissertations* darlegte.¹⁰ Die „Irish Record Commission“ (1810–1830) und die „Irish Historical Manuscripts Commission“ (gegründet 1869) edierten erstmalig frühmittelalterliche, irische Schriftstücke, wobei ungeachtet der Einfärbungen in den Kommentaren die Quellen selber noch relativ unbeschadet, etwa von Kürzungen relevanter Textstellen, blieben.¹¹

Auch der Klerus beteiligte sich zeitweise an einem kritischeren, in seiner Tendenz zumindest nicht ausschließlich apologetischen Umgang mit der irischen Geschichte¹² und glaubte, wie fast hundert Jahre später noch der *Young Irelander* Gavan Duffy, an eine gewisse Neutralität der irischen Frühgeschichte, mit der sich Nationalisten wie Unionisten gleichermaßen identifizieren sollten.¹³ Das gelang freilich nicht, denn gerade die großen Unabhängigkeitskämpfer Irlands, vom legendären König Brian Boru aus dem 10. Jh. bis zu Henry Grattan (1746–1820), zählten zu den beliebtesten Themen der Geschichtsschreibung. Denn wenn z. B. der mit Daniel O'Connells Politik unzufriedene Revolutionär Thomas Davis eine historische Studie über das „Patriot Parliament“ verfaßte, war dies eine politische Aussage, nicht ein historisch objektives Bild.¹⁴ Eine unparteiische Darstellung, wie sie oft schon im Buchtitel zum Ausdruck kommen sollte, war im Buch selbst dann gar nicht mehr als erstrebenswert empfunden worden, so daß sich beispielsweise die „Impartial History“ des Pfarrers Denis Taaffe recht bald als Anklageschrift gegen den Unionsabschluß zwischen Irland und England 1800 deuten ließ.¹⁵

Ein sehr viel größeres und mit wissenschaftlichem Anspruch versehenes Unternehmen war der für das irische 19. Jh. einmalige „Ordnance Survey“ (1830–1843), eine topographische Bestandsaufnahme von Irlands historischen Schauplätzen, kulturellen Sehenswürdigkeiten sowie modernen wirtschaftlichen und sozialen Zentren des Landes.¹⁶ Diese statistische Übersicht sollte, ähnlich wie ihr berühmtes Vorgängerwerk von William Petty von 1691¹⁷, mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit und beinahe interdisziplinärer Methodik alle Besonderheiten Irlands registrieren, die schließlich für die Definition einer spezifisch irischen geschichtlichen Tradition in Abgrenzung zur englischen ausschlaggebend waren. Die Erforschung von Ortsnamen beispielsweise gab aber nicht nur ein historisches Bewußtsein zu erkennen, sondern auch das Bedürfnis, den politischen Nationalismus des 19. Jhs. kulturell zu begründen.

Damit traf die irische Geschichtsschreibung auf die Sympathie kontinentaler Besucher, zugleich aber auch auf scharfe Ablehnung seitens

englischer Historiker. Die Berichte von Tocqueville, Beaumont und Marx¹⁸ sprechen dafür ebenso wie ihrerseits die Urteile von Carlyle und Froude.¹⁹ Während Carlyle und Froude die Ansicht vertraten, die Gewaltherrschaft Cromwells in Irland sei berechtigt gewesen, und sich Tocqueville diesbezüglich noch recht undifferenziert äußerte, meinte Beaumont, indem er moralische Kriterien als maßgeblich für die Geschichte auffaßte, England begehe in Irland seit Jahrhunderten Völkermord. So hatte schon Augustin Thierry für die Geschichte der normannischen Eroberung Englands formuliert und geschrieben, er habe eine „instinktive Neigung für die Besiegten“.²⁰

Thierry seinerseits wurde nicht nur in Frankreich, sondern auch in Irland stark rezipiert, wie sowohl Gavan Duffys „Young Ireland“ als auch der vor allem für sein „Cromwellian Settlement“ bekannte irische Historiker John Patrick Prendergast (1808–1893) beweisen.²¹ Prendergast hatte nach Lektüre der ersten Bände von Leckys „History of England in the Eighteenth Century“ geschrieben, er sehe eine direkte genealogische Abfolge der intellektuellen Beeinflussung von Thierry über sich selbst zu Lecky.²² Obwohl Lecky dieser Einschätzung für seine eigene Person nicht ausnahmslos zustimmte, lag in ihr ein zweifacher wahrer Kern: zum einen die inhaltliche Orientierung der irischen Geschichtsschreibung auf den Blickwinkel des Eroberten und damit Anklägers, zum anderen das methodische Festhalten an einem in Irland nicht anders als in England noch vorzugsweise literarischen Umgang mit der Geschichte, für den u.a. die französische Historie mit Thierry als vorbildlich galt. Ernst Schulz zufolge sah man „besonders in England und Frankreich (...) in solcher wirklichkeitstreuher Restauration alter geschichtlicher Zeiten die wahre romantische Geschichtsschreibung“.²³ Noch hatte der Einfluß der deutschen Geschichtswissenschaft und insbesondere des Historismus auf Irland keine Wirkung gezeigt und sollte es bis in das 20. Jh. auch nicht tun.

Diejenigen viktorianischen Intellektuellen, die sich mit der Rolle Irlands auf den britischen Inseln beschäftigten, waren, wie etwa John Stuart Mill, von der Wirkung der Geschichte für die Gegenwart überzeugt. Sie konnten berechtigterweise damit rechnen, von englisch-imperialer Seite hier, von irisch-nationaler Seite dort für die jeweiligen Interpretationen der politischen Lage in Anspruch genommen zu werden.²⁴ Mißverständnisse konnten also von jenen Gelehrten geradezu schon im Vorfeld einkalkuliert werden, die sich um Unparteilichkeit bemühten. Ein Großteil der irischen Historiker aber hielt noch bis zur Jahrhundertwende an einer bewußt subjektiven und literarisch gefärbten Geschichtsschreibung fest.

vermied methodische Experimente und diskutierte eine Verwissenschaftlichung und Objektivierung der Historie nicht. Wer irische Geschichte im Zeitalter des konstitutionellen Nationalismus schrieb, durfte von zeitgenössischer Politik und den Möglichkeiten der Beeinflussung einer großen Leserschaft nicht weniger verstehen als von seinem Fach. Wie eine Lesestatistik von 1884 meldete, erfreute sich beispielsweise A. M. Sullivans tendenziöse „Story of Ireland“ einer großen Beliebtheit.²⁵ Die irische literarische Geschichtsschreibung hatte insofern im wesentlichen populären Charakter und wäre das Wagnis ihrer Modernisierung zulasten der Lesbarkeit und Zugänglichkeit des Textes nicht so leicht eingegangen.

Kaum jemand erkannte die Bedeutung von Leckys Stellung in der irischen und englischen Geschichtsschreibung seiner Zeit so schnell und klar wie der englische Premierminister W. E. Gladstone, als er 1892 schrieb: „It is to Mr. Lecky that we owe the first serious effort, both in his ‘Leaders of Public Opinion’ and in his ‘History of England in the Eighteenth Century’, to produce a better state of things. He carefully and completely dovetailed the affairs of Ireland into English History, and the debt is one to be gratefully acknowledged. But such remedies, addressing themselves in the first instance to the lettered mind of the country, require much time to operate upon the mass, and upon the organs of superficial and transitory opinion, before the final stage, when they enter into our settled and familiar traditions.“²⁶

Damit nahm Gladstone Stellung zu der von ihm als viel zu einseitig empfundenen irischen Geschichtsschreibung, die in ihrer Darstellung Irlands nicht die gesamtbritischen Zusammenhänge mit einbeziehe. Der Vorteil Leckys, irische Geschichte selbstverständlich in den Kontext der britischen zu integrieren, habe indes den Nachteil, nicht so leicht einen großen Leserkreis für seine Ideen zu interessieren; noch war die irische Historiographie überwiegend zu national und zu literarisch, nicht methodisch-wissenschaftlich genug. Und noch war sie ebenfalls nicht professionell genug, befaßten sich mit der Geschichte doch im wesentlichen Schriftsteller und Laien.

Was Max Weber den „inneren Beruf zur Wissenschaft“ nannte, hatte Lecky für sich persönlich in seinem Aufsatz „Formative Influences“ nachgezeichnet, in dem er seinen Entscheidungsprozeß, sein berufliches Leben der Historie widmen zu wollen, darstellte.²⁷ Lecky hatte dafür in Irland keine Vorbilder, und erst im gleichen Jahr, in dem er das Trinity College Dublin mit einem B. A. Abschluß verließ (1860), wurde dort mit James William Barlow erstmalig Geschichte von einem einigermaßen

angesehenen irischen Historiker unterrichtet.²⁸ Zwischen 1885 und 1902 lehrte der Althilologe John Bagnell Bury in Dublin, bevor er Regius Professor of Modern History in Cambridge wurde, doch wie seine Vorgänger interessierte er sich lediglich für die Frühgeschichte und mied die irische Zeitgeschichte als ein „extremely hazardous undertaking“.²⁹ Weder das Dubliner Trinity College noch die anderen im Laufe des 19. Jhs. gegründeten University Colleges besaßen fest etablierte Lehrstühle für Geschichte. Lecky nun hatte mehrfach die Angebote erhalten, in Cambridge und Oxford (in Nachfolge von Freeman 1892) zu unterrichten. Er schlug sie aber aus mit der Begründung, die festen Verpflichtungen in der Universität ließen ihm zu wenig Zeit für seine eigenen Forschungen.³⁰ Lecky definierte so die Professionalisierung der Geschichte nicht über die Position eines Universitätsprofessors, sondern insbesondere über den Umgang mit der Geschichte: ob dieser Umgang lediglich literarischen oder nicht vielmehr methodisch-kritischen Kriterien genüge.

Wie Leckys Werk und Geschichtskonzeption im Kontext der britischen Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des 19. Jhs. zu beurteilen sind, soll abschließend untersucht werden. Dabei ist zu beachten, daß Lecky nicht lediglich vor dem geschichtlichen Hintergrund Irlands schrieb, sondern dies auch als Intellektueller tat, der seine gesellschaftliche Position ganz in England sah. Lecky versuchte entsprechend, seine Stellung innerhalb der Gelehrtenwelt Londons, den „Public Moralists“, sowohl von der irischen Tradition abzugrenzen als auch in die englische zu integrieren und damit schließlich auch unter geschichtsmethodologischem Aspekt einen Kompromiß zwischen Irlands literarischer Geschichtsschreibung und Englands seit Buckle diskutierter „science of history“ anzustreben.

In seinen beiden Büchern zur europäischen Aufklärung und zur europäischen Sittengeschichte³¹ legte Lecky dar, wie er sich von Buckles universalhistorischen Ideen und wissenschaftstheoretischen Modellen inspirieren ließ, aber auch deutlich unterschied. Buckle hatte sich in seiner „History of Civilization in England“ an der naturwissenschaftlichen Methode und der Soziologie Comtes orientiert und glaubte, historische Prozesse kausal und typisierend erklären zu können. Diese Geschichtsphilosophie ist von Eckhardt Fuchs grundlegend und für die zukünftige Buckle-Forschung maßgebend untersucht worden.³² John Kenyon zufolge war Buckle „the first exponent of a scientific study of history“,³³ und es war speziell Buckles Versuch, anhand der Erstellung von historischen Gesetzen einen progressiv fortschreitenden, universalen Prozeß der Menschheitsgeschichte zu erkennen, der Lecky zunächst außerordentlich faszinierte.

nierte und ihn an der herkömmlichen irischen und englischen Geschichtsschreibung eines Barrington³⁴ oder Macaulay zweifeln ließ.³⁵

Lecky war wie Buckle davon überzeugt, daß sich gesellschaftlicher Fortschritt durch Reform, nicht durch Revolution äußerte, und daß er in der allmählichen Zurückdrängung der klerikalen und staatlichen Einflußnahme lag: „the secularization of politics is the chief measure and condition of political progress“.³⁶ Bezeichnenderweise überkreuzten sich hier Leckys Geschichtskonzeption eines historisch notwendig vollzogenen Fortschritts mit seiner politischen Forderung an Irland, zugunsten von Stabilität und Frieden auf kirchliche Bevormundung zu verzichten. Der geistige Fortschritt, den der Rationalismus in der europäischen Aufklärung bewirkt habe, durfte nach Lecky auch im Sinne politischen Fortschritts nicht aufgegeben werden, kurz: die Rolle der katholischen Kirche in der nationalen, revolutionären Bewegung Irlands im 19. Jh. war im gesamteuropäischen Kontext besehen anachronistisch und für Lecky an sich seit der Reformation überwunden geglaubt. Die politischen, auf die spezielle irisch-englische Konstellation dieses Modells bezogenen Aspekte untersuchte Lecky in der achtbändigen „History of England“ und in zahlreichen seiner Aufsätze,³⁷ die universalgeschichtlichen waren Gegenstand der genannten zwei kulturphilosophischen Bücher und einer kleineren Anzahl seiner geschichtstheoretischen Artikel.³⁸

Ein besonders wichtiger Punkt in Buckles Geschichtskonzeption, der auf Lecky großen Eindruck machte, war die Überzeugung, mit Hilfe empirischer Beobachtung und angelehnt an naturwissenschaftliche Kriterien aus der Geschichtsschreibung eine prognostizierende Geschichtswissenschaft zu machen, die Voraussagen für die Zukunft geben konnte. Damit erhielt die Historiographie eine politische Dimension, die letztlich genau das Dilemma ausmachte, dem sich Lecky in der Hochphase der Home-Rule Agitation gegenüber sah, weil seine Geschichtsschreibung von Nationalisten wie von Unionisten politisch mißverstanden wurde.³⁹ Deshalb relativierte Lecky auch später seinen Glauben an die historische Gesetzmäßigkeit der Geschichte, nicht, weil er nicht mehr von der Verantwortung des Historikers, in politischen Debatten Partei zu ergreifen, überzeugt gewesen wäre, sondern im Gegenteil, weil er meinte, Buckles „geistige“, die Zivilisation konstituierende Gesetze negierten zu stark die Einwirkung des Einzelnen in den historischen Prozeß und sahen lediglich die Gesellschaft als *Movens* der Geschichte.

In dieser Kritik stimmte Lecky mit Froude und Acton überein, obwohl er sie nicht wie diese hinsichtlich Buckles Wissenschaftsbegriff selbst

übte, sondern bezüglich der möglichen politischen Folgen dieses Wissenschaftsbegriffs auf das Selbstverständnis der geschichtlichen Entwicklung der Zivilisation. Hatte doch gerade die tendenziöse irische Geschichtsschreibung vor Lecky nachweisen wollen, daß der (von Lecky spätestens nach Erscheinen der zweiten Auflage der „Leaders of Public Opinion in Ireland“, 1871, abgelehnte) Nationalismus der Home-Rule Bewegung allein jenem historischen Gesetz folgte, das in der irischen Frühgeschichte gelegt worden sei. Die Debatte, die in der englischen Geschichtswissenschaft Mitte des 19. Jhs. über die von Buckle ausgelöste Streitfrage über freien, individuellen Willen versus historisch und gesellschaftlich determiniertes Gesetz geführt wurde,⁴⁰ hatte auch auf die Ausprägung von Leckys Geschichtskonzeption nicht unerheblichen Einfluß. Lecky orientierte sich spätestens in seiner „Geschichte Englands“ auch wieder an der Tradition der „Liberal Anglicans“ im Kreis um Henry Hart Milman (1791–1868), die die Rolle des Individuums gleichwertig, wenn nicht hochrangiger neben dem historischen Gesetz herausstellten.⁴¹

Zunächst konzentrierte sich Leckys Einschätzung von Buckle auf dessen zweiten Band der „History of Civilization“. Noch zehn Jahre später schrieb er diesbezüglich, wie stark der Eindruck gewesen sei, den Buckles „solving the problem of the universe“⁴² auf die Fragestellung seiner „History of Rationalism“ und „History of Morals“ ausgeübt habe, und das bezog sich insbesondere auf Buckles Postulat, säkularisierte Politik und gesellschaftlicher Fortschritt bedingten einander. Freilich machte sich Lecky nicht ganz abhängig von Buckle, bekannte sich zu gemeinsamen Vorbildern wie beispielsweise Edmund Burke,⁴³ Adam Smith und Hallam und reihte schließlich, als er die Vorbilder für beide Büchernannte, Buckle lediglich ein: „Both books belong to a very small school of historical writings which began in the seventeenth century with Vico, was continued by Condorcet, Herder, Hegel and Comte, and which found its last great representative in Mr. Buckle (...).“⁴⁴ Lecky schätzte Buckle deshalb so sehr, weil dieser geschichtskonzeptionelle Gedanken des 18. Jhs., etwa Voltaires, im 19. Jh. neu bekannt machte: Ideen kontinuierlichen Fortschritts, einer ununterbrochenen Entwicklung der menschlichen Zivilisation und die Überzeugung, Ideen folgten gewissen Evolutionsphasen und kämen dann am besten zur Geltung „until its appropriate civilization has dawned“.⁴⁵

Damit verbunden war die Aufgabe der Geschichtsschreibung, in breiter Perspektive alle historischen Aspekte vergangener Zivilisationen darzustellen und zugleich hervorzuheben, daß für eine positive geschichtliche

Entwicklung nicht die Revolution, sondern die Reform der geeignete Maßstab war. Lecky beobachtete dieses Phänomen am Beispiel des Rationalismus des 18. Jhs., um die Evolution der Vernunft, zugleich den Rückgang des Dogmatismus zu zeigen, sowie am Beispiel der Sittengeschichte zwischen Augustus und Karl dem Großen, um daran das Aufkommen von Aberglauben, also zivilisatorischer Rückwärtsbewegung, zu beweisen. Schilderte das zuerst erschienene Buch Fortschritt, so das zweite Rückschritt, und beide zusammen geschichtliche Entwicklung der menschlichen Zivilisation. Lecky bewegte sich dabei noch zwischen den „amateurs“ und den „professionals“,⁴⁶ was seine Wissenschaftsauffassung betrifft, tendierte aber weiterhin zu den nichtprofessionellen „men of letters“ hinsichtlich der Definierung seiner eigenen Position als Historiker. An der Professionalisierung der britischen Geschichtsschreibung Ende des 19. Jhs. nahm auch er als der bekannteste irische Historiker nicht teil und fühlte sich nach wie vor einer nichtuniversitären Historiographie verbunden. Hierbei ist zwischen der Professionalisierung der Geschichte⁴⁷ und ihrer Verwissenschaftlichung deutlich zu unterscheiden, denn letzterer mit neuen Theoremen und Methoden stand Lecky im Gegensatz zu den meisten irischen Historikern offen gegenüber.

Der Grundgedanke von Leckys Studien von 1865 und 1869 fußte auf der Überzeugung, daß die Geschichte einer vergleichbaren Gesetzmäßigkeit folgte wie sie Newton für die Naturwissenschaft, Adam Smith für die Ökonomie oder Malthus für die Bevölkerungsstatistiken erstellt hatten. Macaulays whiggistische Interpretation der englischen Geschichte hatte zwar schon vor Buckle und Lecky die zivilisatorische Gesetzmäßigkeit des englischen Reformdenkens seit 1688 vertreten, diese aber noch nicht so in einen universalhistorischen Kontext gestellt, wie es Lecky mit der „History of Rationalism“ versuchte. Hier läßt sich werkgeschichtlich bei Lecky nachweisen, daß er ideengeschichtlich nach dem Vorbild Macaulays in den „Leaders of Public Opinion in Ireland“ (1861) vorbereitete, was er auf europäische Geschichte bezogen geistesgeschichtlich und nach dem Vorbild Buckles in der „History of Rationalism“ weiterverfolgte, um schließlich mit seinem Hauptwerk „History of England“ (1878–1890) eine Synthese beider zu erreichen.

Interessant ist ebenfalls zu verfolgen, daß Lecky trotz seiner Faszination für Buckles Gesetzestheorie keineswegs als sein „getreuester Schüler“⁴⁸ gelten kann, sondern vielmehr bald schon deutliche Kritik übte. Anfänglich beeindruckt von der These, der Mensch und seine Geschichte seien eingebunden in den Mechanismus des Universums, woraus sich

schließen lasse, aus der Geschichte sei mit naturwissenschaftlicher Exaktheit die Zukunft zu errechnen,⁴⁹ meinte Lecky indes später, Zukunftsprognosen ließen sich nicht aus der Geschichte herleiten: „it is vain to expect (...) that any study of the past can enable us to predict the future with the minuteness and the completeness that can be attained in the exact sciences“.⁵⁰ Diese Auffassung vertrat Lecky zum Ende des 19. Jhs. insbesondere deshalb, weil im Rahmen der Home-Rule Debatte die Relevanz der irischen Geschichte des 18. Jhs., speziell des relativ unabhängigen Grattan Parlaments von 1782–1800, als mögliches Vorbild für irische Home-Rule ab 1886 diskutiert und von Gladstone auch ernsthaft erwogen wurde. Lecky aber wehrte sich gegen die Inanspruchnahme der Geschichte für politische Zwecke, und was ihn persönlich betraf, gegen die politische Propaganda, die aus seinen historischen Studien zitierte. Damit stellte er sich außerdem ganz gegen die Tendenz der irischen Geschichtsschreibung und vertrat eine auf individuelle und unparteiische Urteilskraft vertrauende, zwischen Literatur und neuer Wissenschaft vermittelnde Historiographie, die in erster Linie Verständnis für historische Probleme wecken wollte.⁵¹ Buckles Gesetzestheorie für die Geschichte negierte Lecky zufolge John Lockes Ausführungen über den freien Willen und überließ den Menschen einem Mechanismus, der ihn aus der Verantwortung für sein Handeln entband.⁵²

Daher formulierte Lecky eine von Buckle zunehmend unabhängige Geschichtskonzeption, die anstelle von Buckles „laws in history“ sogenannte „tendencies“ und „arguments“ bevorzugte, an deren Ausprägung sich zum einem die Einflüsse vorangegangener Zeitalter, zum anderen die für die Gegenwart konstitutiven Elemente ablesen ließen. Erst im Zusammenwirken beider lösten sich Geschichte und Gegenwart voneinander. Damit mußte Lecky ebenfalls Buckles auf Kulturgeschichte konzentriertes Modell relativieren, indem er einen methodischen Kompromiß in seiner „History of England“ einging, welcher gleichberechtigt auch biographische und politikgeschichtliche Aspekte in der Darstellung berücksichtigte. Obwohl ihm der amerikanische Historiker Henry Charles Lea geschrieben hatte, Leckys Arbeiten trügen zu einer neuen Geschichtswissenschaft bei „of a school in which history may be taught as it should be“,⁵³ meinte Lecky, daß Buckles und seine kulturgeschichtlichen Studien und methodischen Ansätze innerhalb der englischen Geschichtsschreibung der Mitte des 19. Jhs. nicht ausreichend rezipiert werden könnten, ganz zu schweigen von der irischen. Insofern näherte sich Lecky schrittweise der Auffassung Carlyles, der das biographische Moment der Geschichte

besonders betonte, und glaubte, daß den „tendencies“ und „laws of history“ gleichwertig individuelles Handeln an der Seite stehe: die Zivilisationsgeschichte war zwar evolutionär, aber ohne die Einwirkung Einzelner undenkbar.⁵⁴

Entsprechend fand Lecky die Modelle der meisten irischen Historiker, Irlands Frühgeschichte in einen evolutionären Prozeß irischen Unabhängigkeitsstrebens zu integrieren, der in den Nationalismus des 19. Jhs. mündet, geschichtlich abwegig und politisch bedenklich. Lecky bereitete damit, dem Strom der Whig-Historiographie zwar folgend, und doch diesen modifizierend, einen Mittelweg vor, der den Einfluß der Vergangenheit für die Gegenwart akzeptierte und zugleich nicht wie Buckle für gesellschaftliche Strukturen verallgemeinerte, sondern die Leistungen Einzelner in der Geschichte hervorhob. Das brachte er treffend in einem Kommentar über die Relevanz des 17. Jhs. für die gegenwärtige englische Politik auf den Punkt: „We are Cavaliers or Roundheads before we are Conservatives or Liberals.“⁵⁵

Was die irische Geschichtsschreibung des 19. Jhs. im allgemeinen betrifft, so übte Lecky aber keinen außerordentlichen Einfluß auf sie aus, nicht zuletzt, weil er seit den sechziger Jahren vorwiegend in London lebte oder den europäischen Kontinent besuchte, Irland indes geradezu mied. Dennoch wurde er von den englischen, amerikanischen und kontinental-europäischen Gelehrten als irischer Historiker eingestuft, sein Wort hatte besonders im Zusammenhang irischer Fragen großes Gewicht. Den Kompromiß, den Lecky auch geschichtskonzeptionell einging, bewahrte er dabei vor der Einwirkung des deutschen Historismus. Er kritisierte beispielsweise Lord Acton dafür, den charakteristischen, stilistischen Charme der englischen Geschichtsschreibung zugunsten einer „documentary history“ opfern zu wollen und vom „German spirit“ zu sehr eingenommen zu sein.⁵⁶ Wer hingegen in Leckys „History of England“ liest, wird von vielen seiner detaillierten Archivauswertungen profitieren können, die er gewiß nicht in den Mittelpunkt seiner Arbeiten stellte, die diesen aber einen besonderen Reiz schon zu ihrer Zeit gaben. Acton meinte mit Blick auf Leckys Studien, es sei „puerile to write modern history from printed books“,⁵⁷ ein ungerechtes und unzutreffendes Urteil. Richtig indes ist, daß auch Lecky sich von Quellenapparaten nicht zu sehr beeindrucken ließ und Historiographie als literarische Aufgabe begriff. Gerade deshalb war es für ihn so schwierig, mit allen Ambivalenzen eine „science of history“ zu formulieren und den irischen Historikern Leitlinien vorzugeben. Die irische Historiographie im 19. Jh. stand noch ganz im Schatten der

Die irische Historiographie im 19. Jh. und Leckys Geschichtskonzeption

englischen und kontinentaleuropäischen, letztlich, weil sich einer ihrer herausragenden Vertreter, W. E. H. Lecky, nicht mit ihr identifizieren konnte.

- 1 W. E. H. Lecky, *Ireland in the Light of History*, in: *Historical and Political Essays*, hrsg. von E. Lecky, London 1908, S. 68.
- 2 Vgl. hierzu R. Koselleck, *Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze*, in: C. Meier/J. Rüsen (Hrsg.), *Historische Methode. Beiträge zur Historik* Bd. 5, München 1988, S. 13-61, insbes. S. 51-61.
- 3 Zu Lecky im allgemeinen s. E. Lecky, *A Memoir of the Rt. Hon. W. E. H. Lecky*, London 1909; J. P. von Arx, *W. E. H. Lecky and the History of Retrogression*, in: ders., *Progress and Pessimism: Religion, politics and history in late nineteenth century Britain*, Cambridge/Mass. und London 1985, S. 64-123; J. J. Auchmuty, *Lecky. A Biographical and Critical Essay*, Dublin und London 1945; D. McCartney, *W. E. H. Lecky, Historian and Politician, 1838-1903*, Dublin 1994; zu McCartneys neuem Buch vgl. die Kritik von B. Stuchey, *The Lecky Papers in Trinity College, Dublin*, in: *Europa. European Review of History. Revue Europeenne d'Histoire* 1, Nr. 2, 1994, S. 257-261.
- 4 S. Collini, *Public Moralists. Political Thought and Intellectual Life in Britain, 1850-1930*, Oxford 1991.
- 5 Im folgenden v.a. nach: D. McCartney, *The writing of history in Ireland, 1800-1830*, in: *Irish Historical Studies* 10, 1957, S. 347-362; O. MacDonagh, *Einleitung zur New History of Ireland* Bd. 5, *Ireland under the Union I. 1801-1870*, hrsg. von W. E. Vaughan, Oxford 1989, S. LXI-LXXV; ders., *States of Mind: Two Centuries of Anglo-Irish Conflict, 1780-1980*, London 1992, S. 1-9; R. F. Foster, *History and the Irish Question*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, 5th Series* Bd. 33, 1983, S. 169-192 (wiederabgedruckt in: ders., *Paddy and Mr Punch. Connections in Irish and English History*, London 1993, S. 1-20); T. Dunne, *Haunted by History: Irish romantic writing 1800-50*, in: R. Porter u. M. Teich (Hrsg.), *Romanticism in National Context*, Cambridge 1988, S. 68-91; J. Lec, *Some Aspects of Modern Irish Historiography*, in: E. Schulín (Hrsg.), *Gedenkschrift Martin Göhring. Studien zur Europäischen Geschichte, mit einem Geleitwort von Jacques Droz*, Wiesbaden 1968, S. 431-443.
- 6 E. Fuchs, *Englischer Methodenstreit und Lamprechtkontroverse in vergleichender Perspektive*, in: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 1, 1992, S. 41-53.
- 7 R. F. Foster, *The lovely magic of its dawn. Reading Irish history as a story*, in: *Times Literary Supplement*, 16.12.1994, S. 4-6; Alexander Martin Sullivan, *The Story of Ireland (1867): Standish O'Grady, The Story of Ireland (1893)*.
- 8 N. Lebow, *British Historians and Irish History*, in: *Eire – Ireland VIII*, 1973, S. 3-38.
- 9 R. G. Asch (Hrsg.), *Three Nations – A Common History? England, Scotland, Ireland and British History, 1600-1920*, Bochum 1993.
- 10 Charles O'Connor, *Dissertations on the ancient history of Ireland (1780)*.
- 11 Foster, *History* (Anm. 5), S. 173.
- 12 Edward Ledwich, *The antiquities of Ireland (1790)*.
- 13 Charles Gavan Duffy, *Young Ireland: a fragment of Irish History (1880)*.
- 14 Thomas Davis, *The Patriot Parliament of 1689* (erschienen 1893), vgl. Ch. Gavan Duffy.

Benedikt Stuchtey

- Thomas Davis: *The Memoirs of an Irish Patriot*. London 1890.
- 15 D. Taaffe, *An Impartial History of Ireland, from the Time of the English Invasion to the Present Time, from Authentic Sources*, 4 Bde., Dublin 1809-11.
 - 16 J. H. Andrews, *A paper landscape: the Ordnance Survey in nineteenth-century Ireland*, Oxford 1975.
 - 17 W. Petty, *The political anatomy of Ireland, with the Establishment for that Kingdom and Verbum Sapienti (1691)*, hrsg. und mit Einl. von J. O'Donovan, Shannon 1970.
 - 18 Vgl. Foster, *History (Anm. 5)*, S. 177; Alexis de Tocqueville's *Journey in Ireland*, July-August 1835, translated and edited by Emmet Larkin, Dublin 1990; Gustave de Beaumont, *L'Irlande sociale, politique et religieuse*, Paris 1839; Karl Marx und Friedrich Engels, *Irland: Insel im Aufruhr*, hrsg. von R. Sperl, Berlin 1975; s. auch A. Jardin, Alexis de Tocqueville, *Leben und Werk*, Frankfurt a.M./New York 1991, S. 212-213.
 - 19 Th. Carlyle, *Reminiscences of my Irish Journey*, in: *Century Illustrated Monthly Magazine XXIV*, 1882; J. A. Froude, *The English in Ireland in the Eighteenth century*, 3 Bde., London 1872-1874; zu Macaulay aber vgl. trotz seiner abfälligen Bemerkungen über Irland in seiner „History of England from the Accession of James II“ auch eine Kritik an Englands Herrschaftsstil, grundlegend s. J. Osterhammel, *Nation und Zivilisation in der Britischen Historiographie von Hume bis Macaulay*, in: *HZ* 254, 1992, S. 281-340; ders., *Epochen der britischen Geschichtsschreibung*, in: *Geschichtsdiskurs I. Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*, hrsg. von W. Küttler, J. Rüsen, E. Schulin, Frankfurt a.M. 1993, S. 157-188.
 - 20 A. Thierry, *Histoire de la Conquete de l'Angleterre par les Normands*, Paris 1825; Zitat aus: G. P. Gooch, *Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert (1913)*, Frankfurt a.M. 1964, S. 189.
 - 21 J. P. Prendergast, *The Cromwellian Settlement of Ireland*, London 1865; vgl. auch Lee, *Aspects (Anm. 5)*, S. 432.
 - 22 Prendergast in einem Brief an Lecky, 27.1.1878, in: Trinity College Dublin, MS 1827/134.
 - 23 E. Schulin, *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*, Göttingen 1979, S. 37.
 - 24 E. D. Steele, *J. S. Mill and the Irish question: the principles of political economy, 1848-1865*, in: *Historical Journal XIII*, 1970, S. 216-236; ders., *J. S. Mill and the Irish question: reform and the integrity of the Empire, 1865-1870*, in: *Historical Journal XIII*, 1970, S. 419-450.
 - 25 J. Pope Hennessy, *What do the Irish read?*, in: *Nineteenth Century XV*, 1884; Foster, *History (Anm. 5)*, S. 183.
 - 26 W. E. Gladstone, *Lessons of Irish History in the eighteenth century*, in: ders. (Hrsg.), *Special aspects of the Irish Question. A series of reflections in and since 1886*, London 1892, S. 109-110.
 - 27 Lecky, *Formative Influences*, in: *Forum IX*, 1890, S. 380-390 (wiederabgedruckt in: *Historical and Political Essays*, S. 90-103).
 - 28 R. B. McDowell/D. A. Webb, *Trinity College Dublin, 1592-1952. An academic history*, Cambridge 1982, S. 60.
 - 29 Ebenda, S. 412.
 - 30 Soz. B. in einem Brief an Lord Salisbury, 29.3.1892, in: Hatfield House, Hertfordshire, 3rd Marquess of Salisbury Papers, MS 3M/E-1.
 - 31 Lecky, *History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe*, London 1865; ders., *History of European Morals from Augustus to Charlemagne*, London 1869.

Die irische Historiographie im 19. Jh. und Leckys Geschichtskonzeption

- 32 E. Fuchs. Henry Thomas Buckle. Geschichtsschreibung und Positivismus in England und Deutschland. Leipzig 1995; vgl. außerdem B. Semmel, H. T. Buckle: *The Liberal Faith and the Science of History*, in: *The British Journal of Sociology* 27, 1976, S. 370-386.
- 33 J. Kenyon. *The History Men. The Historical Profession in England since the Renaissance*, London 1983, S. 108.
- 34 J. Barrington. *Historic Memoirs of Ireland (1809)*; ders., *Rise and Fall of the Irish Nation (1833)*.
- 35 S. hierzu die Briefe Leckys aus den frühen 1860er Jahren, in: H. M. Hyde (Hrsg.), *A Victorian Historian. Private Letters of W. E. H. Lecky. 1859-1878*, London 1947, insb. S. 40ff.
- 36 Ebenda, S. 42.
- 37 Vgl. u. a. Leckys Schriften: *An Irish Historian on Home Rule for Ireland. Liberal Unionist Pamphlet Nr. 33*, London 1889; *Why Home Rule is undesirable*, in: *North American Review* CLII, 1891, S. 349-370; *The case against Home Rule. From a Historical Point of View*, in: *The Pall Mall Gazette* LVII, 24.7.1893, S. 1-2.
- 38 Vgl. u. a. Leckys Schriften: *On the influence of the imagination in history. A lecture to the Royal Institution of Great Britain*, 29.5.1868, London 1868; *Art of writing history*, in: *Forum* XIV, 1893, S. 715-724 (wiederabgedruckt in: *Historical and Political Essays*, S. 1-20).
- 39 H. Mulvey. *The historian Lecky: Opponent of Irish Home Rule*, in: *Victorian Studies* 1, 1957/58, S. 337-351.
- 40 J. M. Robertson. *Buckle and his Critics. A Study in Sociology*, London 1895; vgl. dazu C. Parker. *The English Historical Tradition since 1850*, Edinburgh 1990, S. 23ff.
- 41 D. Forbes. *The Liberal Anglican Idea of History*, Cambridge 1952.
- 42 Lecky an E. Lecky, 4.3.1871, in: E. Lecky (Anm. 3), S. 78.
- 43 Vgl. G. Himmelfarb. *The New History and the Old. Critical Essays and Reappraisals*, Cambridge (Mass.) u. London 1987, S. 108.
- 44 Lecky an einen „foreign friend“, 30.7.1870, in: E. Lecky (Anm. 3), S. 59.
- 45 Lecky, *History of Rationalism*. Bd. 1, S. 305.
- 46 P. Levine. *The Amateur and the Professional. Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England, 1838-1886*, Cambridge 1986.
- 47 D. Goldstein. *The Professionalization of History in Britain in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century*, in: *Storia della Storiografia* 3, 1983, S. 3-27.
- 48 E. Fueter. *Geschichte der neueren Historiographie (1911)*, München/Berlin 1936, S. 580.
- 49 Lecky, *History of Rationalism*. Bd. 1, S. XIII.
- 50 Lecky. *The political value of history. A Presidential address delivered at the Birmingham and Midland Institute, Birmingham, 10. Okt. 1892* (abgedruckt in: *Historical and Political Essays*, S. 21-42, S. 23).
- 51 Vgl. Trevelyans Urteil, in: F. Stern (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten. Aufgaben. Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1966, S. 242.
- 52 Lecky, *History of Rationalism*. Bd. 1, S. X.
- 53 Lea in einem Brief an Lecky, 7.8.1866, in: TCD Mikrofilm 44, *Lecky-Lea correspondence in the University of Pennsylvania*, Brief Nr. 17.
- 54 Lecky, *Value*, S. 31-32.
- 55 Vgl. J. Burrow. *A liberal descent. Victorian historians and the English past*, Cambridge

Benedikt Stuchtey

- 1981, S. 14.
- 56 Lecky an Lea. 21.10.1888. in: TCD Mikrofilm 44, Bric
- 57 Acton an Mary Gladstone. 27.4.1882. in: H. Paul (Hrsg
daughter of the Rt. hon. W. E. Gladstone. London 1904

Etienne François

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive¹

Die Öffnung der Archive der früheren Volksdemokratien fasziniert: Sollte die so lange verschleierte Wahrheit nun endlich zugänglich sein? Ihre Aufarbeitung verlangt mehr als die jedes anderen Archivs kritischen Anspruch und methodologische Schärfe, will man nicht totalitären Apparaten nachträglich in die Falle gehen.

Nach dem Fall der Mauer und dem Zusammenbruch der DDR hatten die Historiker und die Öffentlichkeit eine Zeitlang das Gefühl, vor einer einzigartigen Situation, einer unverhofften Chance zu stehen: Plötzlich öffneten sich ihnen überreiche und gut geordnete Archive, die überdies sofort, praktisch ohne Vernichtung und lückenlos von einer kompetenten und liberalen Verwaltung übernommen wurden – nicht nur die Hinterlassenschaft der fürchterlichen politischen Polizei, der „Stasi“, mit ihren sechs Millionen individuellen Dossiers, sondern ganz allgemein die gesamte archivalische Hinterlassenschaft eines Staates, der manisch von schriftlicher Dokumentation besessen war; niemand konnte vorgeben, sein Erbe oder Verteidiger zu sein, weil er buchstäblich implodiert war, bevor er in der vergrößerten Bundesrepublik aufging.

Die aufkeimenden Hoffnungen waren immens: Nach vierzig Jahren drückender Diktatur (die auf eine zwölfjährige NS-Herrschaft folgte), die in dem Maße, wie sie verbürokratisierte, banaler und schwächer wurde, die – mit Hilfe eines hypertrophierten Apparates (80.000 ständige und wenigstens 150.000 „inoffizielle Mitarbeiter“) – systematisch auf polizeiliche Überwachung, auf Denunziation und Einschüchterung rekurrierte, die die Praxis des Geheimen, der Verdächtigung, der Erfassung der Bürger praktisch zum System und Überlebensprinzip erhob, konnte man nun endlich, so dachte man, alles aufklären. Endlich, so war die Überlegung, konnte man sich durch Eintauchen in die Archive seine Vergangenheit zurückholen, wieder Herr einer Geschichte werden, deren man enteignet worden war, verstehen, was die Diktatur ermöglicht hatte, erklären, wie sie funktionierte und warum sie so lange standhielt, die Schuldigen und ihre

Komplizen entlarven – kurz, nicht allein der Wahrheit zum Sieg verhelfen (weil der Einsturz des Regimes und seine Abschlußbilanz deutlich zeigten, daß alles, was das Regime über sich erzählt hatte, nichts als Illusionen waren), sondern zugleich sich selbst befreien.

Das trügerische Geheimnis des Archivs

Vier Jahre sind seit dieser unbändigen Hoffnung vergangen, und man muß eingestehen, daß die Enttäuschung ungleich größer ist als die hochgesteckten Ausgangserwartungen. Mit unverhofften Möglichkeiten, aber auch unerwarteten Problemen konfrontiert, mußten Historiker und Archivbenutzer (Opfer der Unterdrückung, die ihre Personalakten einsehen, Gerichte, die Urteile zu fällen haben über die Schuld der Staatsdiener und Agenten des Ancien Régime, Verwaltungen, die den Nachlaß der DDR zu verwalten haben) – nicht ohne Schwierigkeiten – auf dem Boden des Realismus zurückfinden und Bescheidenheit lernen.

Der Eifer, mit dem alle ans Werk gingen, blieb nicht ohne Ergebnisse. Neben spektakulären und emotional hoch aufgeladenen Einsichten (Verdeutlichung der Überwachungsstrukturen des Regimes und der Verzweigung der inneren Spionage, Erfassung der „inoffiziellen Mitarbeiter“ usw.) soll als Beispiel die gegenwärtig – dank der Öffnung der Archive – stattfindende Neuüberprüfung und das Neuschreiben dreier wesentlicher Momente der DDR-Geschichte genannt werden. Das erste Moment betrifft die Geschichte der stalinistischen Unterdrückung, wobei nicht nur ihre massenhafte, willkürliche und todbringende Dimension rekonstruiert wird, sondern die komplexe Erinnerung der Konzentrationslager Buchenwald, Oranienburg/Sachsenhausen und Ravensbrück aufgearbeitet wird, die von der DDR zu Heiligtümern des kommunistischen und antifaschistischen Widerstands aufgerichtet worden waren. Heute geht man daran, eine differenziertere Sicht der Dinge zu entwickeln und die Zeit nach 1945 einzubeziehen, ohne indessen die Jahre von 1933 bis 1945 mit denen zwischen 1945/49 und 1989 auf eine Stufe zu stellen.

Das zweite Moment betrifft den 17. Juni 1953, von dem deutlich wird, daß er weit mehr war als eine Revolte von Arbeitern gegen Normerhöhungen für Bauarbeiter, die die Stalinallee bauten; denn er führte zu einer außerordentlich schnellen Politisierung der Bewegung (mit der Forderung nach freien Wahlen und nach Wiedervereinigung), erreichte die Provinz, die Kleinstädte und teilweise das Land und stürzte die

kommunistische Partei – die angesichts einer Bewegung, die sie nicht vorhergesehen hatte und die sie nicht verstehen konnte, vollkommen handlungsunfähig war – in eine Krise, die weitaus zugespitzter war als man bisher annahm.

Das dritte Moment erfaßt die Ausmaße des Jahres 1968 in der DDR: die sofort in Gang gesetzten Anstrengungen von Staat und Partei, jegliche Form ideologischer Ansteckung und des Protestes im Keim zu ersticken, der Gefahr einer Umwälzung zu begegnen, die Beherrschung der Bevölkerung, der Betriebe und der Jugend zu verstärken, das System der geistigen Kontrolle und Beeinflussung zu perfektionieren und schließlich die Sowjetunion und die anderen Staaten des Warschauer Pakts zum unverzüglichen Einmarsch in die Tschechoslowakei zu bewegen.

Doch recht schnell steckt man zurück und beginnt sich einzugestehen, daß alles nicht so einfach ist, daß die neuen Archive keineswegs das Sprachrohr der Wahrheit sind, daß sie, wie alle anderen Archive auch, einer anspruchsvollen Quellenkritik unterworfen werden müssen, daß der Umgang mit ihnen nur unter der Bedingung funktioniert, daß elementare ethische und methodologische Vorsichtsmaßnahmen beachtet werden. Und selbst wenn die Archive gut benutzt und unter sachdienlichen Fragestellungen untersucht werden, entheben sie den Historiker nicht seiner gewöhnlichen Arbeit der Rekonstituierung und der Interpretation, und sie geben nicht auf alles eine Antwort. Vier Erfordernisse zeichnen sich im Zuge der Neuüberprüfung der DDR-Geschichte ab.

Erstens die Erinnerung an die zwingende Notwendigkeit der Quellenkritik. Sehr schnell werden nämlich die Benutzer, die zunächst von ihrem Enthusiasmus angesichts überquellender und frei zugänglicher Dokumente hingerissen sind, auf die Grundregeln des Faches zurückgeworfen, die in Generationen geschichtswissenschaftlicher Praxis mühsam aufgestellt wurden: Wer hat die Texte verfaßt? Unter welchen Bedingungen? Zu welchem Zweck? Was drücken sie aus? Was sagen sie, was sagen sie nicht? Die meisten Archive der DDR sind Archive des politisch-administrativ-polizeilichen Überbaus, produziert von einem Regime autoritären und ideologischen Typs, das vom 'Parteichinesisch', der *langue du bois* besonders intensiven Gebrauch machte. Alle Dokumente, selbst die geheimsten, verschleiern daher ebenso viel wie sie enthüllen. Die Polizeiarchive oder die Berichte der „inoffiziellen Mitarbeiter“ haben beispielsweise auch die Funktion, ihre Schreiber zu verdecken, glauben zu machen, daß ihre Verfasser effektiv arbeiteten, und sie sind zumeist in der Absicht abgefaßt, denen zu gefallen, für die sie bestimmt waren, daß sie dem

Schreiber Vorteile, Aufstieg oder schlicht Ruhe verschaffen, und sie kompromittieren Dritte, auf die dann Druck ausgeübt werden konnte. In einem solchen Regime der Verdächtigung und konstanter, doch zumeist verdeckter Repressioa ist alles Verstellung, ist alles auch Ausdruck von Mißtrauen, von Verdacht. Soll man die Texte darum für das reine Evangelium halten? Wenn man denkt, daß man, wenn man ins Herz des Regimes gelangt und die geheimsten Akten öffnet, endlich die objektive Wahrheit, den unwiderteglichen Beweis erhält, nimmt man dann nicht die Enttäuschung geradezu vorweg, oder, schlimmer noch, läuft man dann nicht Gefahr, in eine Falle zu gehen, die darin besteht, zu denken, daß es einen heimlichen Dirigenten gebe, der alles im Verborgenen lenke, einen großen Manipulator, der die Fäden der Marionettenpuppen in der Hand hat? Fällt man dann nicht der Verschwörungstheorie anheim, an die ja gerade die Herrschenden des Regimes glaubten (oder es vorgaben)? Nichts wäre schlimmer, als das, was die Archive erzählen, wörtlich, für bare Münze zu nehmen, denn unter dem Vorwand reinigender Denunziation würde man den Fehler begehen, den man anzuklagen vorgibt, indem man an das Bild glaubt, das das verschollene Regime von sich geben wollte, während die Umstände seines Zusammenbruchs gerade dessen Nichtigkeit zeigen. Die Lektüre dieser Quellen kann nicht improvisiert werden: sie ist sogar ganz besonders schwierig für westliche Leser, die nicht die unmittelbare Erfahrung der sozialistischen Gesellschaften, ihrer Codes und Sprachen haben; die scheinbar vertraute Sprache muß geduldig dechiffriert werden, um die oft komplexen Absichten der Autoren und die implizite Logik ihres Ausdrucks (und des Verschweigens) zu finden, denn auch hier, wie anderswo, ist nichts trügerischer als der Anschein der Klarheit.

Das zweite Erfordernis – von solcher Banalität, daß man sich beinahe schämt, daran zu erinnern, weil es so eindeutig ist (aber Ausnahmesituationen zeichnen sich auch dadurch aus, daß man oft alle Skrupel und die Evidenz der „Normalität“ vergißt) – besteht darin, nicht zu vergessen, daß die Quellen erst dann zu sprechen beginnen, wenn man sie befragt, und daß die Qualität der möglichen Antworten im direkten Verhältnis zur Qualität der Fragen steht. Typisch für die häufigen optischen Täuschungen – oder schlecht gestellten Fragen –, die das Voranschreiten bei der Entdeckung aufhalten, ist die Illusion, alles vom Ende her zu betrachten, als wäre alles von vornherein zur Niederlage und zum Zusammenbruch verurteilt – dabei hat die DDR vierzig Jahre lang gelebt –, die Permanenz des Regimes vom Anfang bis zum Ende zu postulieren – während man im Gegenteil nach möglichen Brüchen/Etappen in der inneren Entwicklung

fragen sollte (die vierzig Jahre als Ganzes zu betrachten, hieße die vom Regime permanent erneuerte Fiktion der Permanenz für bare Münze zu nehmen), oder auch jene Illusion, zu glauben, die soziale und kulturelle Realität der DDR entspräche dem Bild, das das Regime selbst von ihr geben wollte – wobei es im Gegenteil darauf ankommt, die Komplexität, die Widersprüche und Dissonanzen aufzudecken.

Das dritte Erfordernis: Man sollte sich ins Gedächtnis rufen, daß die Quellen nicht alles sagen und auch nicht sagen können – selbst wenn man sie noch so gründlich liest und ihnen intelligente Fragen stellt. In einem System, in dem Kontrolle und Überwachung stark und vielgestaltig sind, vermeiden alle die, die im Verhältnis zur offiziellen Sprache und zu den Normen des Staates auf Distanz gehen, sich öffentlich zu äußern, sie hinterlassen nur wenige schriftliche Quellen (zahlreiche Zeugnisse in diesem Sinne geben die Dissidenten und auch protestantische Pfarrer) oder verschleiern ihre Differenzen hinter dem Schein von Konformität. Vergessen wir auch nicht, daß eine ganze Reihe von Prozessen, die für das Verständnis der wirklichen Geschichte der DDR entscheidend sind, so diskret und im Untergrund abgelaufen sind (eine Bedingung für ihren späteren Erfolg), daß der Polizeiapparat, so entwickelt und neugierig er auch war, sie nicht wahrgenommen hat. Wann und wie hat sich die innere Abkehr zahlreicher (am Ende der meisten) Einwohner von der DDR vollzogen, der Übergang von der (totalen oder partiellen) Zustimmung zur resignierten Unterwerfung, zur einfach zur Schau gestellten Loyalität? Wann und wie wandelte sich diese heimliche Distanzierung zu einer offensiven, die in beständige Zweifel, in das Ende von Angst und Unterwerfung mündete? Warum hat schließlich der Kontroll- und Überwachungsapparat nichts gesehen? Wie soll man verstehen, daß er – wie Clemenceau von Poincaré sagte – alles gesehen und nichts verstanden hätte? So viele wesentliche Fragen, anhand derer der Historiker sich seine Dokumentation abzustecken und dabei nicht nur auf geschriebene Quellen, sondern auch auf *oral history* zurückzugreifen hat.

Das vierte Erfordernis schließlich ist ethischer Natur. Es verlangt vom Forscher besondere Gründlichkeit und Vorsicht und eine strenge Auffassung von historischer Wahrheit. Das Erfordernis der Wahrheit ist umso mehr geboten als die mediale, emotionale und politische Aufladung der Fragen über die jüngste Vergangenheit überaus stark ist und die verschollenen Regime, von denen man sich gerade abgrenzen will, umfangreich Gebrauch vom ideologischen Umschreiben der Geschichte und von Manipulation der Vergangenheit gemacht hatten. In diesem Kontext kann und

darf man nicht irgendetwas Beliebiges sagen, und die ethischen Arbeitsbedingungen des Historikers erweisen sich als besonders kategorisch. Denn die Geschichte, die geschrieben oder neugeschrieben werden muß, ist in vielen Fällen die Geschichte von Männern und Frauen, die gelitten haben, die verletzt wurden, die davon auf immer gezeichnet sind und nun Gerechtigkeit verlangen.

Das Unvorhersehbare und das Kontingente

Neben der Rückkehr zu den elementarsten Anforderungen des Faches treten zwei tiefergehende Fragen auf – die eine betrifft die Deutschen, die andere ist allgemeinerer Art –, die den Gedanken nahelegen, daß die gegenwärtig stattfindenden Infragestellungen mehr sind als einfache Korrekturen.

Die erste Frage betrifft den Platz, der der Geschichte der DDR in der deutschen Geschichte einzuräumen ist. Die vierzigjährige Geschichte ist in der Tat nicht einfach eine zu schreibende (oder neuzuschreibende) Geschichte, sondern auch eine Herausforderung an die Erinnerung und eine zu bewältigende Erinnerung – für die Ostdeutschen ebenso wie für die Westdeutschen. Diese Herausforderung ist eine Bedingung für den Erfolg der deutschen Vereinigung. Ihre Bedeutung kann nicht oft genug hervorgehoben werden, denn letztlich geht es dabei um die Integration der DDR-Vergangenheit – in all ihren Dimensionen – als konstitutiver Bestandteil der deutschen Vergangenheit, ohne deswegen die Errungenschaften der BRD und ihres neuen Verhältnisses zur Vergangenheit und zur Geschichte (europäische und Westeinbindung, demokratische Umgestaltung, Zurückweisung des Nationalismus usw.) in Frage zu stellen.

Die zweite Frage lautet: Wie kann man das Unvorhersehbare denken und die Kontingenz wieder in die Geschichtsschreibung einführen? Das Jahr 1989 war in der Tat eine totale Überraschung, die niemand vorhergesehen hatte – und was seitdem geschieht, durchkreuzt weiterhin die berechenbaren Szenarios. Diese Feststellung ist zwar erfreulich, und sei es nur, um die These vom „Ende der Geschichte“ vom Tisch zu wischen. Doch über die grundlegenden Implikationen und über die Tatsache, daß sie einige Legitimationen in Frage stellt, auf denen die Arbeit der Historiker beruht, darf man sich nichts vormachen: Sie bestätigt nicht nur die Unfähigkeit der Geschichte, sich prospektiv zu verlängern, sondern verweist zugleich auf die Unsicherheit unseres Wissens, auf die Grenzen, die Fragilität und den zutiefst relativen und determinierten Charakter unserer

Rekonstruktionen – und sei es nur die noch bessere Verdeutlichung der Gefügigkeit der Geschichte, mit der man alles erklären kann und die sich von den jeweils Herrschenden so leicht instrumentalisieren läßt. Jeder Historiker, der über die DDR arbeitet, ist früher oder später mit der Frage der Blindheit der Disziplin konfrontiert: die nach 1989 verhalten gestellte Frage, warum die Spezialisten der DDR-Geschichte sich über diese Gesellschaft, so lange sie am Leben war, so viele Illusionen gemacht hatten, ist längst noch nicht gelöst. Historiker, Politologen und Sozialwissenschaftler müssen mit demselben selbstkritischen Anspruch darüber nachdenken wie es die Journalisten nach Kambodscha oder Timisoara getan haben. Aber die Frage reduziert sich nicht darauf. Ein großer Teil des vor und nach 1989 Geschehenen war in der Tat unvorhersehbar und überraschend, neu und mit einem Bruch verbunden. Es rief uns vor Augen, daß die Geschichte auch aus Aufbruch und Innovation besteht, aus Zufall und Kontingenz, aus Freiheit und Spontaneität. Die wirkliche Frage, die sich seither stellt, lautet: Wie kann man die Dimension des Unvorhersehbaren, der Überraschung und des Zufalls in der Geschichte in angemessener Weise berücksichtigen, wie kann man die Geschichte in ihrer Offenheit und Kontingenz neu denken, wie soll man folglich unsere Art der Darstellung und des Schreibens der Vergangenheit modifizieren?

Weit davon entfernt, eine Antwort auf alles zu geben, mündet die Öffnung der Archive im Gegenteil in einen Appell an die Arbeit, an die methodologischen und ethischen Maßstäbe, an Bescheidenheit und Demut, an Infragestellung bisheriger Gewißheiten. Im Jahr 1989 ist nicht nur die Berliner Mauer gefallen, sondern auch – man beginnt erst, sich darüber Rechenschaft zu geben – eine bestimmte Art Geschichte zu denken, zu machen und zu schreiben.

- 1 Unter dem Titel „Les 'trésors' de la Stasi ou le mirage des archives“ erschienen in: Passés recomposés. Champs et chantiers de l'histoire, hrsg. von Jean Boutier und Dominique Julia, série mutations, no 150-151, Januar 1995, S. 145-151. Aus dem Französischen von Katharina Middell. (Anm. d. Red.)

Überforderung und Pathos Zur politischen Kultur halbperipherer Länder

1. Ein Vierteljahrhundert lang zu viel Panzer

In einer seltsamen Verkehrung der intellektuellen Fronten ist es Mode geworden, das Scheitern des Monopolsozialismus¹ für ein Ereignis zu halten, das (fast) mit Naturnotwendigkeit aus der Überlegenheit des pluralistischen Kapitalismus folgte. Hätten die kommunistischen Parteien östlich des Bug als Ziele der von ihnen regierten Gesellschaften jedoch nicht den Versuch verstanden, den Westen „einzuholen und zu überholen“, sondern „nur“ den Versuch, den Abstand nicht größer werden zu lassen, dann würde man kaum von einem Scheitern sprechen können, denn 1989 war der Osten Europas wohl nicht weiter hinter dem Westen zurück als 1914.² Wenn man etwas erklären muß, dann zuerst einmal, weshalb Rußland sich trotz seiner relativen Rückständigkeit über siebzig Jahre lang zum „Erzieher des Planeten“³ berufen fühlte, weshalb es mit einem solchen Pathos darauf bestand, eine Rolle zu spielen, die es offenbar überforderte.

Die letzte Form der Überforderung des sowjetischen Potentials war der Versuch, militärisch mit den USA gleichzuziehen. Hätte die UdSSR in den Jahren der Breshnewzeit, statt über zwanzig Jahre lang wahrscheinlich mehr als 15 Prozent ihres Bruttosozialproduktes in die Rüstung zu stecken, jeweils fünf Prozent für Investitionen und für eine stetige Erhöhung des Konsums aufgewandt, dann wären immer noch fünf Prozent für Rüstung übriggeblieben, was den Quoten im Westen in etwa entsprochen hätte. Das wirtschaftliche und soziale Gesamtgebäude aber wäre mit Sicherheit nicht in einem so miserablen Stand gewesen, und möglicherweise wäre es auch nicht so jämmerlich zusammengebrochen.⁴ Damit soll der Widerstand der Gesellschaften der osteuropäischen Länder gegen die Bevormundung durch die kommunistischen Parteien und Bürokratien nicht gering geachtet werden;⁵ es war von entscheidender Bedeutung, daß aus den Gesellschaften heraus die Unzulänglichkeiten des Systems immer wieder kriti-

siert wurden. Aber ohne den überzogenen Anspruch der Parität mit den USA – und noch dazu auf militärischem Gebiet – wäre das System vermutlich nicht ganz so unzulänglich gewesen. Jedenfalls bestand keine Naturnotwendigkeit dafür, das letzte Vierteljahrhundert des Monopolsozialismus nach dem Motto „zu viel Panzer, zu wenig Hirn“ zu gestalten.

Breshnews Vorgänger Chruschtschow hatte noch versucht, den Westen in Wirtschaftsleistung und Lebensstandard zu übertrumpfen. Er hat umfangreiche konventionelle Abrüstung durchgeführt und versucht, die freiwerdenden Arbeitskräfte dorthin zu dirigieren, wo in der UdSSR Arbeitskräfte fehlten.⁶ Zwar hat er geglaubt, das durch Großmachtgesten, durch Raketenbluff und Kubaabenteuer absichern zu müssen, und insofern den Anspruch auf militärische Parität nur auf ein anderes (und insgesamt gefährlicheres) strategisches Feld verlegt, aber sein Programm richtete sich auf soziale und wirtschaftliche Ziele. Unter Breshnew allerdings wurde – da es offenbar immer weniger reale Aussichten gab, den Westen ökonomisch zu überholen – die Ost-West-Auseinandersetzung auf das Militär – den Ausbau der Hochseeflotte, die Differenzierung der Raketenwaffen, die Förderung von Stellvertreterkriegen – reduziert. Auch jede kapitalistische Großmacht hätte am „imperial overstretch“ der Sowjetunion bankrott gehen können;⁷ daß die USA trotz viel geringerer Rüstungsquote nicht weit davon entfernt sei, ist ja eine der Thesen Paul Kennedys.

Woher kam das Pathos in den Zielen der sowjetischen Politik, warum mußte es immer gleich „einholen und überholen“ sein?

2. Zurückverfolgen der Spur

Alexander Gerschenkron hat 1952 gemeint, daß man in einem rückständigen Land mehr braucht als wirtschaftswissenschaftliche Kenntnisse, um Industrialisierung durchzusetzen: „Um die Berge von Routine und Vorurteil abzutragen, braucht es Glauben – Glauben, um mit Saint-Simon zu sprechen, daß das goldene Zeitalter nicht hinter, sondern vor der Menschheit liegt.“ Gerschenkron versuchte, dem skeptischen westlichen Publikum den Marxismus-Leninismus als eine Industrialisierungsideologie zu erklären, um Verständnis für das feindliche Gegenüber zu wecken: „Unser Problem ist nicht Sowjet-Rußland, sondern wie wir uns gegenüber der Industrialisierung rückständiger Länder verhalten. Wenn das sowjetische Experiment irgendetwas lehrt, dann ganz konkret die Größe der Gefahren, die aus der Existenz von wirtschaftlicher Rückständigkeit in unserer Zeit entstehen.“⁸

Aber schon am Anfang des 20. Jhs., als die Industrialisierung in Rußland nur kleine Teile der Gesellschaft erreicht hatte, hat Thomas G. Masaryk auf die „Gläubigkeit“ Rußlands verwiesen. Sie erinnerte ihn an seine eigene Jugend als Katholik: „Rußland hat die Kindheit Europas bewahrt, es repräsentiert in der überwältigenden Masse seiner bäuerlichen Bevölkerung das christliche, speziell byzantinisch christliche Europa.“ Er sah Rußland nicht als Alternative zum Westen, sondern als ein Land, das – bei vielen Besonderheiten – weltweit der Entwicklung des Westens folgte und das zu studieren gerade deswegen für den Westen ergiebig war. Als wichtigste Folge der verkürzt und überstürzt ablaufenden Verwestlichung Rußlands bestimmte er das Ausbleiben der Rezeption westlicher Erkenntiskritik, speziell Humes und Kants. Die Russen – er meint hier die russischen Intellektuellen – negieren deshalb den Mythos, aber sie kritisieren ihn nicht: „Das ist der Grund für die Tatsache, daß diese russische Negation gläubig bleibt. Der gebildete Russe gibt seinen Kinderglauben auf, aber er akzeptiert sogleich einen anderen Glauben – er glaubt an Feuerbach, an Vogt, an Darwin, an den Materialismus und Atheismus...“

Der „quälende Ernüchterungsprozeß“, der die westliche intellektuelle Entwicklung seit dem 18. Jh. begleitete, wurde in Rußland nicht rezipiert: „... der Russe will immer an etwas glauben, an die Eisenbahn (Belinskij), an den Frosch (der Nihilist Basarow), an den Byzantinismus (Leontjew) usw...“⁹ Masaryk bezeichnete damit eine wichtige Differenz. In Rußland wurden viele Inhalte aus dem Westen übernommen, oder auch Inhalte der vorpetrinischen russischen Kultur als typisch für die Nation in Anspruch genommen.¹⁰ Aber die Inhalte aus dem Westen wurden mit einem Pathos übernommen, dem im Westen nur noch wenige folgten – so wie die Inhalte der vorpetrinischen oder der byzantinischen Kultur mit einem Pathos in Anspruch genommen wurden, das für das 17. Jh. keineswegs typisch war – liest man etwa Avvakums Lebensbeschreibung über die Widerstände gegen die Kirche, z.B. die Vertreibung des Popen aus seinem Dorf.¹¹ Sowohl im subkutanen Nationalismus der russischen Linken, die nach Wegen suchten, wie Rußland das Modell der kommenden Weltgesellschaft realisieren könne, wie im offenen Nationalismus der Konservativen wurde mit einer Gläubigkeit argumentiert, die der Skepsis der französischen oder englischen Intelligenz (schon) fremd war. Die russische Intelligenz stand mit einer solchen Gläubigkeit keineswegs allein. Polen, so sagte Adam Mickiewicz voraus, „wird auferstehen, und es wird alle Völker Europas aus der Knechtschaft befreien“. Der polnische Messianismus unterschied sich vom russischen in den konkreten Argumenten und in der Form, nicht

aber in dem Anspruch, daß die polnische Lösung der Probleme gleich die für alle sein werde.¹²

Auf den ersten Blick scheint es, als ob das nationalistische Pathos des wilhelminischen Deutschland mit seinem „am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ dieselbe Art von Welterrettungsglauben verbreitet hätte. Beim zweiten Blick allerdings merkt man, daß am Ende des 19. Jhs. in Deutschland doch zu viel „es ist erreicht“ darin mitschwang; daß der Schritt von den abgehobenen Hoffnungen der Intelligenz zur konkreten Ideologie des Imperialismus schon getan war. Die deutschen Intellektuellen konnten sich mit dem Wilhelminismus nicht mehr identifizieren. Deutschland war im Übergang zu größerer Skepsis in der Avantgarde. Man kann das am ehesten an Rainer Maria Rilke verdeutlichen, der sowohl im Stundenbuch der russischen Gläubigkeit zu folgen suchte wie auch im Malte Laurids Brigge zu diesem „gleich mit Gott anfangen“ nur noch müde sagte „Wir muten uns dies nicht mehr zu.“¹³ Keine zehn Jahre lagen die Texte auseinander – das Stundenbuch nach den Rußlandreisen der Jahrhundertwende und der Wallfahrt zu Lev Tolstoj; die Aufzeichnungen Brigges in Paris nach dem Bruch mit Rodin.

Nicht nur Deutschland, auch Böhmen lag „dazwischen“. Masaryk – so klug und nüchtern er über Rußland urteilte – nahm für die Staatsgründung der Tschechoslowakei doch auch Pathos in Anspruch. Er mußte ja auch nicht nur begründen, warum er die Nationsbildung der Tschechen forderte, sondern auch, warum er die Slowaken hinzurechnete und den drei Millionen Deutschen in Böhmen und Mähren, „unserer Minderheit“,¹⁴ den Anschluß an die Weimarer Republik verwehrte. Während die Monarchien Europas in der Religion gegründet waren, seien die Demokratien in der Sittlichkeit gegründet: „Nur soweit die Sittlichkeit in der Liebe zum Nächsten – von der wahren, reinen, unpolitischen Religion geheiligt wird, anerkennt auch die Demokratie eine Politik sub specie aeternitatis“ – „Jesus, nicht Caesar“.¹⁵

Wie der überzogene deutsche Nationalismus der Kaiserzeit gehört Masaryks „Jesus, nicht Cäsar“ in den Kontext der nachholenden Nationsbildungen in Europa.¹⁶ Die deutschen und tschechischen Nationsbildungsprozesse fallen jedoch zeitlich weithin mit der Industrialisierung zusammen. Reicht also nicht doch Gerschehkrans Erklärungsvorschlag aus?

Nein. Denn nicht nur stammt die Aussage von Mickiewicz aus dem Jahr 1832, also aus einer Periode, für die man in Polen noch nicht von Industrialisierung sprechen kann, sondern auch die russischen Slawophilen haben schon geschrieben, bevor in Rußland Industrialisierung im Sinn des

englischen Modells eine Rolle spielte. So argumentierte Iwan Kirejewskij, der als Zwanzigjähriger Hegel und Schelling gehört hatte, 1852 ganz hegelianisch, daß der Sieg des westeuropäischen Geistes seine innere Schwäche aus Tageslicht gebracht und damit den Aufstieg der Orthodoxie auf die historische Tagesordnung gesetzt habe. Westlicher Rationalität solle orthodoxe Spiritualität, westlicher Zersplitterung russische Ganzheit entgegengesetzt werden: „Dort [im Westen] finden wir die Spaltung des Vernunftvermögens – hier das Streben nach ihrer lebendigen Zusammenfassung; dort sucht man zur Wahrheit über die logische Verknüpfung der Begriffe zu kommen – hier mittels Vertiefung der Selbsterkenntnis zur seelischen Einheit und zum Zentrum der Vernunft, dort sucht man eine äußerliche und tote Einheit – hier eine innere, lebendige...“¹⁷

Was auf der Ebene der Intellektuellen als Kritik der Aufklärung in der Tradition der deutschen Romantik erschien, das erschien auf der Ebene der politischen Ideologie als imperialistische Forderung. Das brachte Nikolaj Jakowlewitsch Danilewskij in seinem 1867 zuerst erschienenen und vielfach wieder aufgelegten Buch „Rußland und Europa“ zum Ausdruck. Danilewskij ging davon aus, daß Rußland eben nicht Europa sei, sondern politische Vormacht eines eigenen kulturhistorischen Typs, des slawischen, der seine Blüte, seine Zukunft noch vor sich habe – während die Blüte der germano-romanischen Kultur vorbei sei.

Danilewskij führte die kulturhistorischen Typen im Kern auf seelische Veranlagungen zurück, und er bestimmte als Charaktermerkmal der germano-romanischen Kultur Gewalttätigkeit. „Die Gewalttätigkeit stellt ihrerseits nichts anderes dar als ein übermäßig entwickeltes Gefühl der Persönlichkeit, der Individualität, demzufolge der über es verfügt, seine Denkart und sein Interesse so hoch stellt, daß jede andere Denkart und jedes andere Interesse ihm notwendigerweise weichen muß...“¹⁸ Danilewskij begründete seine These von der Gewalttätigkeit des germano-romanischen Kulturkreises mit Kreuzzügen und Ketzerverfolgungen, mit der Vernichtung zweier anderer eigenständiger Kulturtypen (des mexikanischen und peruanischen), mit der Sklaverei der Frühen Neuzeit und vor allem mit den Schrecken der Revolution in Frankreich. Die slawischen Völker dagegen seien durch ihre Duldsamkeit gekennzeichnet – in der russischen Ostexpansion wurden die Fremdstämmigen weder vernichtet noch versklavt, es kam nur ausnahmsweise zu Ketzerverfolgungen, und auch die soziale Entwicklung vollzieht sich duldsamer als im Westen, wofür die Bauernbefreiung als Beweis dient.

Danilewskij sah Individualismus und Gewalttätigkeit also als Zusam-

menhang, und er begründete gerade mit der slawischen Duldsamkeit jene Ziele des russischen Imperialismus, an denen „das russische Herz sich wärmen sollte“, wie Dietrich Geyer es in seinem Buch über den russischen Imperialismus formuliert hat¹⁹ – Abwehr des individualistischen Westens und Betonung der historischen Eigenart der Slawen.

Aber die antiaufklärerische, antiwestliche Wendung hatte schon zum Programm der deutschen Romantik gehört,²⁰ nur daß an die Stelle der Slawen die Germanen zu setzen wären. Welches Pathos wurde aufgewandt, um sich gegen die drohende französische Oberherrschaft, gegen die Einverleibungen ins Empire bis nach Hamburg und Lübeck hin zu behaupten! Der Haß auf die Franzosen wird von Ernst Moritz Arndt mit religiöser Weihe versehen: „Gott will diesen Haß, ja er gebietet ihn“, und jeder Versuch, ein Maß zu finden, das überlegtes, den Kriterien der Rationalität verpflichtetes Handeln ermöglicht, wird verabscheut. „Schändlich aber ist es, wo die Pflicht gebietet, über den Ausgang und die Folgen zu klügeln und immer zu fragen, wieviel man kann und was man ausrichten wird: man soll allein fragen, was man tun muß...“²¹ Dem aufklärerischen Imperialismus Napoleons setzt Arndt die gottgewollte Verschiedenheit der Völker entgegen: dem „traurigen Einerlei“ des Weltstaates die Unterschiedlichkeit der Sprachen und Volkscharaktere. Er kritisiert die „Vermischung mit dem Ungleichen“ und plädiert für einen „heiligen Wahn“, der Deutschland in „Treue, Redlichkeit und Tapferkeit“ erhalten soll.²²

Jener „quälende Ernüchterungsprozeß“, von dem Masaryk später schrieb, oder – um es in einem wissenschaftskonformen Begriff zu benennen – jener langsame und widersprüchliche Vorgang der Säkularisierung von Denken und Verhalten wird von Arndt bewußt in Frage gestellt. Er soll zurückgedreht werden, um den Imperialismus Westeuropas zu bekämpfen; um deutsche Rückständigkeit (Deutschland insgesamt ist ja erst in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. zu einem Zentrumsland aufgestiegen²³) gegen westliche Überlegenheit zu verteidigen.

Hat man aber die Spur bis zum Anfang des 19. Jhs. zurückverfolgt, dann fällt sofort auf, daß sie noch weiter zurückreicht. Peter I. verkündete 1714, die Wissenschaften würden bei ihrer Wanderung um die Welt schon bald auch nach Rußland kommen, so daß die Russen „vielleicht noch bey unseren Lebzeiten andere gesittete Länder beschämen, und den Rußischen Ruhm auf den höchsten Gipffel setzen“ würden. Aber der Berichterstatter meldete sogleich Skepsis an und fuhr fort: „Die alten Russen hörten ihrem Monarquen in tieffem Stillschweigen zu und nachdem sie mit einem *Je-Je prawda* [es ist wahrhaftig wahr] ihren Beifall gegeben, und ihren Gehor-

sam angebothen ergrieffen sie wieder mit beyden Händen das Behältniß ihres höchsten Gutes, ich meyne den Brantweins-Pokal...“²⁴ Der Fortschritt der Wissenschaften ließ sich nicht anordnen, und man mußte Westeuropa auch in späteren Perioden noch „hinterherlaufen“.

Ist das Pathos nur der Befehlsform geschuldet, der Anordnung von oben, die Peter nicht nur deswegen mit so großer Sicherheit geben konnte, weil er der Zar war, sondern auch deswegen, weil er im Westen mit eigenen Augen gesehen hatte, wovon er sprach? Nein. Auch deutsche Intellektuelle verbanden mit der Durchsetzung der Aufklärung in Rußland unverhältnismäßige Hoffnungen, etwa Leibniz, der Peter in den Kreislaufvorstellungen bestärkt und auch die Möglichkeit beschrieben hatte, daß in Rußland „der Pfadast, der ganz von Neuem aufgeführt wird, besser herauskommt, als wenn daran viele secula über gebauet, gebessert, auch viel geändert worden“ (wie in den bescheidenen Verhältnissen des heimischen Hannover).²⁵

3. Exkurs über Aufklärung, Magie und Apokalypse

Kann man argumentieren, daß die Verbindung der Durchsetzung von „Moderne“ mit überzogenen, und letztlich ins Transzendente zielenden Erwartungen typisch für den deutschen oder russischen Nationalcharakter sei? Sicher nicht. Erstens wird man vor der Herausbildung der Nationen – und die geschah in Deutschland ja erst im 19. Jh. und ist in Rußland noch im Gange – den Terminus Nationalcharakter eher vermeiden²⁶ (auch danach ist er methodisch schwierig, wie die umfangreiche Debatte um „Bilder“ zeigt). Vor allem aber wich die deutsche und russische Kultur (die älter ist als die jeweilige Nation) in der Bindung des politischen Denkens an transzendente Begründungen, ja sogar an mythische und magische, nicht grundsätzlich von der Entwicklung im Westen ab. Die europäische aufklärerische Bewegung war lange eng mit Magie und Mystik verbunden. Man könnte sogar meinen, daß die Wissenschaft im Westen sich nicht zuletzt deshalb so radikal antimagisch gebärdet, weil sie an den älteren, dunkleren Bruder nicht erinnert werden möchte. Jedenfalls gehörte Magie zum Alltag der Renaissance von Pico della Mirandola („Es gibt keine Wissenschaft, die uns sichereres Wissen über die Gottheit Christi vermittelt als Magie und Kabbala“) bis zu Agrippa von Nettesheim. Tycho Brahe und Johannes Kepler stellten Kaiser Rudolf Horoskope,²⁷ und noch Faust ist ja nicht ohne Grund sowohl magischer wie wissenschaftlicher Techni-

ken kundig.

Nicht in der Bedeutung von Magie und Mystik für die Entstehung der Moderne unterscheidet Rußland sich vom Westen, sondern darin, daß die Abkehr von den Magie mit Radikalität und kurzfristig gefordert sowie am gleichzeitigen statt an einem phasenverschoben früheren Stand der Säkularisierung im Westen gemessen wurde. Beispielsweise bedienten sich die russischen Altgläubigen in ihren Endzeiterwartungen im 17. und 18. Jh. keiner grundsätzlich anderen Argumente als Luther oder Thomas Müntzer im 16. Jh. Hier wie dort bezog man sich auf Textstellen der Bibel und suchte den Antichrist zu identifizieren, ob man ihn nun in Patriarch Nikon erkannte, in Peter dem Großen oder im Papst. Luther sah „den Blutsäufer Julium den Zweiten“ nah beim Antichrist. 1520 schrieb er über des Papstes Politik an den christlichen Adel deutscher Nation, „es sei des Endchrishts Spiel oder sein nächster Vorläufer“, und es sitze „der Teufel zu Rom“.²⁸

Die Altgläubigen, die sich in der Mitte des 17. Jhs. weigerten, der Reform der russischen Kirche nach griechischem Vorbild Folge zu leisten, und die im 18. Jh. lieber „ins Feuer“ der Massenselbstverbrennung „flohen“, als Peter dem Großen Steuern zu zahlen, sahen das mutatis mutandis nicht anders – der Patriarch, der Zar wurden als Antichrist oder als Vorläufer des Antichrists identifiziert.²⁹ Weniger Form, Argumentation und Wirksamkeit der eschatologischen Hoffnung (denn hinter der Identifizierung einer Person als Antichrist stand ja immer auch die Hoffnung auf die in der Apokalypse für den Fall des Auftretens des Endchrishts versprochene Wiederkehr Christi) waren verschieden, als der Zeitpunkt, zu dem solche eschatologische Erwartung in der Politik reale Bedeutung gewinnen konnte. In der zweiten Hälfte des 17. Jhs. akzeptierten im Westen nur noch wenige die Apokalypse als Argument für Kirchenspaltung und Bürgerkrieg. Was aber an Säkularisierung, an Ernüchterung des Denkens im Westen über ein Jahrhundert einschließlich dreißig Jahre Krieg in Anspruch genommen hatte, das sollte in Rußland von heute auf gleich durchgesetzt werden – in der Lebenszeit eines einzigen Monarchen.

4. Kulturen der Einsamkeit³⁰

Schon lange vor der Industrialisierung im engen Sinn wurde in Rußland mit einem Pathos Aufklärung vertreten, das man im Westen wohl kaum gleichzeitig angetroffen hätte. Und sie wurde mit einem Anspruch gefordert, den man mit „einholen und überholen“ kennzeichnen kann. Aber sie

wurde auch mit einem Pathos bekämpft, dem vermutlich im Westen nur wenige gefolgt wären. Pathos ist kennzeichnend für die Geistesgeschichte halberipherer Länder.

Unter *halbperipher* werden die Länder verstanden, welche im Rahmen des europäischen Weltsystems³¹ zwar vielfältig auf das Zentrum ausgerichtet, aber politisch souverän sind und die Kapazität bewahrt haben, ihre sozialen, intellektuellen und wirtschaftlichen Prozesse selbst zu steuern – allerdings in konkurrierender Nachahmung des Zentrums. Unter *Zentrum* werden jene Länder verstanden, in denen die meisten Kompetenzen (in militärischer Technik, politischer Organisation, wirtschaftlicher Koordination und sozialer Disziplinierung etc. akkumuliert worden sind; in der Frühen Neuzeit sind das vor allem die Gebiete zwischen Rhein, Loire und Themse. Die Länder des Zentrums exportieren – um einen quantifizierenden Indikator zu benennen – überwiegend Dienstleistungen (Transport, Organisation), Geld, gewerbliche Waren und Kolonialgüter.

Die Länder der Halbperipherie, welche wie ein Zirkel um das Zentrum herum liegen und für die der Vergleich mit den Thünenschen Ringen ergiebig ist,³² exportieren in der Regel Rohstoffe und Halbfertigprodukte (wie Getreide oder Marinebedarfsgüter) aber auch in der Frühen Neuzeit schon billige Arbeitskraft (z.B. aus Nordwestdeutschland nach den Niederlanden).³³ Die halberipheren Länder sind nahe genug an der gesamt-europäischen Entwicklung, um alle Vorsprünge des Zentrums „aufzuholen“ – aber es gelingt ihnen selten, in wichtige Entwicklungen eigenständig an die erste Stelle zu gelangen. Da das Zentrum meist schon weiter ist, wenn ein Aufholvorgang zu einem Erfolg geführt hat, hat dieses Aufholen oft den Charakter des Hinterherlaufens.³⁴ Es gibt durchaus Fälle, in denen ein halberipheres Land zu einem Zentrumsland wird, z.B. gelingt das Deutschland im 19. Jh. Ostelbien und Norddeutschland waren bis zur Mitte des 19. Jhs. eher durch konkurrierende Imitation als durch Eigenentwicklungen geprägt – von der Nachahmung holländischer Wirtschaft über die französischen Militärs und das Vorbild von Versailles bis zur preußischen Reform nach den Vorgaben der Revolution von 1789 – um gegen das Empire Napoleons standhalten zu können. Ostelbien und Nordwestdeutschland waren wohlgermerkt in dieser Periode auf dem Weltmarkt vorzüglich als Getreideexporteure vertreten.

Woher nun das Pathos? Einmal aus der zeitlichen Verkürzung. Im Westen wurde beispielsweise das Hüttenwesen über Jahrhunderte hinweg kontinuierlich entwickelt, während die neuen „technologischen Generationen“ in Rußland mit einem Schlag auf die grüne Wiese gesetzt wurden

– im 18. Jh. im Ural, im 19. Jh. im Donbas. Die ausländischen Fachleute, die man dazu brauchte, wurden zu einer besonderen Oberschicht, die z.B. im Donbas in eigenen Siedlungen wohnten – „Hughes Stadt“ nach dem Nameu des Firmengründers; die Keimzelle des heutigen Donezk.³⁵

Zum anderen wurde das Pathos gebraucht, um die höheren Kosten zu begründen. Um das gleiche militärische Niveau wie die westlichen Armeen zu erreichen, mußte man bei der im Durchschnitt niedrigeren Wirtschaftsleistung je Kopf Osteuropas mehr investieren; Osteuropa wurde militarisiert.³⁶

Zum dritten überdeckte das Pathos die Opferung von Generationen. Das „Gefälle“ zwischen Zentrum und Halbperipherie ermöglichte Überväter, wenn diese das Programm des Zentrums in der Halbperipherie realisierten. Den Söhnen blieb der Protest gegen die Modernisierung – die, schon wegen der Eile der Realisierung, oft viele Fehler hatte. Im Konfliktfall wurde das Opfer der Söhne durch die neue Staatsräson gerechtfertigt – bei dem Zarewitsch Aleksej realiter,³⁷ bei Friedrich II. rituell in der Hinrichtung des Freundes Katte. Und was für die Söhne der Fürsten galt, das galt erst recht für die Zwangsarbeiter im Ural oder die Gefallenen von Poltawa und Kunersdorf.

Viertens kompensierte das Pathos die Einsamkeit der Handelnden. Die soziale Differenz der Herrschenden zu den Beherrschten war groß, sie war zugleich kulturell und sogar sprachlich; am Berliner wie am Petersburger Hof sprach man Französisch.³⁸ Vielleicht war diese Distanz trotzdem nicht größer als vergleichbare in Frankreich oder England. Was aber hinzukam war, daß die eigenen intellektuellen Anstrengungen im Grunde dort kaum Anerkennung fanden, wo man gern anerkannt sein wollte: im Westen. Gewiß, manche der Berühmtheiten ließ sich nach Potsdam oder Petersburg einladen und genoß die Großzügigkeit östlicher Herrscher. Aber sonst?

„Wie ein Pistolenschuß in dunkler Nacht“ – so hat der Zeitgenosse Alexander Herzen die Wirkung des ersten der philosophischen Briefe von Peter Jakowlewitsch Tschadajew beschrieben, in dem es heißt: „Einsam stehen wir da in der Welt, haben ihr nichts gegeben, haben sie nichts gelehrt; wir haben keine einzige Idee zur Gesamtheit der menschlichen Ideen beigetragen; wir haben nichts zum Fortschritt des menschlichen Geistes beigesteuert, und alles, was von diesem Fortschritt zu uns kam, haben wir entstellt. Seitdem wir als Volk existieren, ist nichts von uns ausgegangen, was dem Wohle der Menschheit hätte dienen können, kein einziger brauchbarer Gedanke erwuchs auf dem unfruchtbaren Boden unseres Vaterlandes; keine große Wahrheit hat sich aus unserer Mitte

erhoben; wir haben uns nicht die Mühe gemacht, eigene Vorstellungen zu entwickeln, und von dem, was die anderen hervorbrachten, haben wir nur den trügerischen Glanz und den unnützen Tand übernommen.“³⁹

Und die Größe des Imperiums? Auch sie rief nur Tschadajew's Spott hervor: „Damit man uns überhaupt bemerkte, mußte sich unser Land von der Behringstraße bis zur Oder erstrecken.“ Gewiß, Peter der Große und Alexander I. sind durch Europa marschiert. Aber irgendeine „große Lehre“ hat Rußland bisher nicht hervorgebracht, in der Welt des Geistes ist es vielmehr „une lacune“. „Je ne puis me lasser d'admirer ce vide et cette solitude étonnante de notre existence sociale.“⁴⁰

Die Einsamkeit ist eines der großen Themen des „Westens“, des Zentrums. Die deutsche Romantik hat das Thema benannt: „Entweder stehen die Menschen verkehrt, oder ich“, schrieb jener Anonymus, der die 1804 erschienenen „Nachtwachen des Bonaventura“ verfaßt hat.⁴¹ Und in jedem französischen Bücherladen kann man eines jener handlichen „Que sais-je?“-Bände finden, das dem Leser die Einsamkeit erklärt⁴² – gelehrt, wie man in einem nüchternen, skeptischen Lande mit so etwas umgeht.

Tschadajew bemerkte 1836 etwas anderes, was über diese Einsamkeit einzelner in unserer Gesellschaft hinausgeht: Es gibt ganze Länder, die einsam sind. Heute, nach Gabriel Garcia Marquez' „Hundert Jahre Einsamkeit“ mag uns das leicht verständlich sein. Aber vor anderthalb Jahrhunderten mußte es erst einmal formuliert werden.

Sicher hängen die zwei Formen von Einsamkeit zusammen. Franz Kafka hat sie in der Kurzgeschichte vom „Plötzlichen Spaziergang“ in einer Tagebuchfassung zusammengebunden: „... dann [wenn man sich plötzlich entfernt hat] ist man für diesen Abend so gänzlich aus seiner Familie ausgetreten, wie man es durchdringender durch die entferntesten Reisen nicht erreichen könnte, und man hat ein Erlebnis gehabt, das man wegen seiner für Europa äußersten Einsamkeit nur russisch nennen kann.“⁴³

5. Pathos und Fehlurteil

Kafka hat an jene Einsamkeit gedacht, die durch Entfernung entsteht; jene zwei Arten von Entfernung. Rußland hat sich von Europa eigentlich nie entfernt, es fand sich plötzlich in der Entfernung – als es sich auf Europa bezog. Falls es je jenen eigenen historischen Rhythmus hatte, auf den Kirejewskij und Danilewskij hofften, dann hat es ihn seit der Verwestlichung verloren. Rußland blickte unter Peter nach Amsterdam und sieht unter

Jelzin nach New York. Aber von dort blickt kaum jemand nach Rußland; außer jenen selbstverständlich, welche die russischen Atombomben fürchten oder die Atomkraftwerke; welche davon leben, mit diesem Teil der Welt umgehen zu können; oder welche preiswert Erdgas kaufen zu können hoffen. Geht es Lateinamerika, geht es Polen (*mutatis mutandis*) anders?

Damit man Rußland bemerkte, mußte es sich bis an die Oder erstrecken. Es kommt immer wieder einmal vor, daß der Westen Rußland braucht – wenn er mit jenen eroberungswütigen Feldherren, jenen expansions-süchtigen Imperiumsgründern nicht fertig wird, die in seiner Mitte entstehen, heißen sie nun Napoleon oder Hitler. Aber was bedeutet das auf die Dauer? Amerika handelte nach Staatsräson, als es sich 1945 weigerte, der Sowjetunion irgendeinen Ausgleich für die ungeheuren Verwüstungen zuzugestehen, welche im Krieg von Deutschland verursacht worden waren. Nicht, als ob der Anspruch historisch unbegründet gewesen wäre: Die Verwüstungen waren außerordentlich,⁴⁴ und die deutschen Unternehmen hatten auch mit Hilfe sowjetischer Zwangsarbeiter an Rhein, Ruhr und Neckar in den letzten Kriegsjahren Gewinne gemacht. Aber selbstverständlich war es das eigene Interesse der UdSSR, gegen Nazideutschland nicht zu unterliegen, und sie hat um eigene Ziele gekämpft. Sie hat dabei aber doch (Stalin hatte es früh begriffen, konnte es aber nicht verhindern) die heißesten Kastanien aus dem Feuer holen müssen.

Die UdSSR besaß nach dem Krieg keine politischen Instrumente, um die USA zu irgendwelchen Zugeständnissen zu veranlassen, und wenn sie meinte, in der SBZ ein Faustpfand zu besitzen, dann irrte sie sich. George Kennan notierte 1946 nüchtern: „Russia, as opposed to the western world in general, is still by far the weaker party.“⁴⁵ Wenn die UdSSR sich so auführte, als ob sie gleichstark sei, dann mußte eine solche Selbstüberforderung langfristig zu ihrer eigenen Schwächung beitragen.

Es gehört zu den Strukturmerkmalen des Systems, daß sich sozial-ökonomische Stärke nicht automatisch in politische übersetzt, sondern daß – je nach strategischer Lage, Quantität des Potentials, politischen Entscheidungen der Eliten u.a. – halbperiphere Staaten sehr wohl zur Vormacht im Konzert der Mächte aufsteigen können.⁴⁶ Für die Elite eines halbperipheren Landes ist es offenbar schwierig, mit einer Großmachtstellung nüchtern umzugehen. Es fehlt ja in aller Regel auch nicht am Hochmut der Leute aus dem Zentrum.

Das Konzert der Mächte kennt kein Mitgefühl und keine Solidarität, auch nicht mit ehemaligen Verbündeten. Die UdSSR besaß nach 1945 zum Konfrontationskurs nur die Alternative, ihre Schwäche einzugestehen und

die Zusammenarbeit mit den USA zu deren Bedingungen zu suchen. Stalin wollte jedoch bekanntlich nicht einmal die Zahl der Opfer zugeben, damit nicht deutlich wurde, wie sehr die UdSSR geschwächt war. Nach der Ablehnung der sowjetischen Deutschlandinitiativen um Anfang der fünfziger Jahre blieb der UdSSR nur die Wahl zwischen offenem Rückzug und einer Überforderung der Mittel, denn das monopolsozialistische Modell auf ein altes Zentrumsland zu übertragen, bedeutete von Anfang an eine Überanspruchung seines Potentials. Trotzdem hätte die sowjetische Führung auch später noch Gelegenheiten gehabt, sich aus der militaristischen Überrüstung wieder zu befreien, z.B. hätte sie im Kontext der Detente den Moskauer Vertrag zum Anlaß nehmen können, ihre Rüstungsquote zu senken. Aber sie schloß sich der Weltsicht ihrer Militärs an und rüstete weiter.⁴⁷

Die sowjetische Führung war nicht die einzige, die nicht in der Lage war, Ziele und Mittel übereinzubringen. Lassen wir die Streitfrage hier aus, ob die deutschen Führungsschichten nach 1870 die preußische Tradition der fast kontinuierlichen Überforderung der Mittel fortgesetzt haben. Auf die ideologisch überhöhte Überforderung, die in der tschechoslowakischen Staatsgründung lag, wurde schon verwiesen. Aber nicht nur zwang Prag Slowaken und Sudetendeutsche in ein Bett mit den Tschechen, es scheute auch den zusätzlichen Konflikt mit Polen nicht und besetzte das Olsagebiet. Und Polen seinerseits wirkte als Komplize des Deutschen Reichs an der Teilung der Tschechoslowakei 1938 mit, um eben das Olsagebiet und einige schöne Tatragipfel zu erwerben – so als ginge es um Rechtspositionen und nicht ums nationale Überleben.⁴⁸

Warum fällt es Führungsschichten in der Halbperipherie so schwer, die Spielräume, welche in Politik, Ökonomie, Sozialverfassung und intellektueller Beweglichkeit vorhanden sind, nüchtern zu beurteilen und zu nutzen? Warum lassen sie sich vom Pathos so leicht irreführen, sei es das sozialistische Pathos, der Hauptmacht des Kapitalismus paroli zu bieten, sei es das nationalistische der Wiedergewinnung einer alten polnischen Stadt oder – um ein aktuelles Beispiel zu wählen – der Grenzen auf dem Kaukasuskamm?

Einsamkeit hat auch eine politische Dimension. Es sind in der Regel „einsame Beschlüsse“, für die nachträglich die Zustimmung der Regierten gewünscht wird; vom Angriff auf Schweden im Nordischen Krieg bis zum Einmarsch in Tschetschenien. Selbst der Demokrat Masaryk ließ die über drei Millionen Sudetendeutschen nicht über ihre Staatszugehörigkeit abstimmen. Polen war 1938 eine Diktatur; erst recht die UdSSR, da die

Sowjets nie die Kompetenz errangen, die Regierung zur Diskussion ihrer Maßnahmen zu zwingen. Zu den Stärken der Zentrumsländer gehört das parlamentarische System, in dem über Chancen und Risiken politischer Entscheidungen diskutiert wird und das auf lange Sicht angemessenere Entscheidungen befördert als die Diktatur einer kleinen Gruppe oder gar eines Einzelnen.

Warum fällt es halbperipher strukturierten Gesellschaften schwer, wirksame parlamentarische Systeme auf Dauer zu etablieren?

Banal gesagt deswegen, weil sie halbperipher sind. Der Lebensstandard ist geringer als im Zentrum und weniger Menschen sind „abkömmlich“, haben Zeit für Politik. Um die Möglichkeiten und Gefährdungen ihres Landes besser einschätzen zu können, muß die politische Elite das Ausland (das Zentrum) kennen, was den Kreis derjenigen weiter einengt, welche genügend Kompetenz für Politik besitzen. Die Aufgaben der Politik sind schwerer, als im Zentrum: Die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen sind sehr heterogen, häufig kommen ethnische Probleme hinzu, die äußeren Grenzen sind unsicher, und die Zentrumskräfte sind im Kern desinteressiert – falls man sie nicht herausfordert, indem man sich von der „Behringsee bis zur Oder“ erstreckt; indem man behauptet, ein Gegensystem bilden zu können; oder indem man wichtige Rohstoffe kontrolliert. Immerhin kann man froh sein, wenn kein Zentrumsland einen Expansionsversuch auf Kosten der Halbperipherie unternimmt, und wenn der Prozeß der Zivilisierung so weit gesichert ist, daß man eine Option für eine geringe Rüstungsquote hat. Über diese Option – das ist die Voraussetzung für die hier vorgetragene Kritik – verfügte die UdSSR nach 1945, hat sie allerdings nicht genutzt.

Überzogenes Pathos in der Politik ist oft Ausdruck der Überforderungen, die aus halbperipheren Situationen entstehen, und es trägt dazu bei, halbperiphere Situationen zu perpetuieren.

6. Perspektiven der Forschung

In dem vorliegenden Essay wurde ein weiter Bogen gezogen. Ausgehend von der Selbstüberforderung der Sowjetunion als Weltmacht wurde die These aufgestellt, daß ein überzogenes Pathos kennzeichnend für halbperiphere Situationen ist und daß rationalistische Ernüchterung, Einsicht in die Rechenhaftigkeit vieler Vorgänge der Moderne eher im Zentrum zu finden ist, wo Vorteile sich häufen, als am Rande, wo Nachteile mehr zu

Buche schlagen. Weithin sind die Methoden, mit denen in diesem Essay gearbeitet wird, ideengeschichtlich. Der Essay setzt viele weithin politik- und vor allem wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten voraus, in denen das Konzept der Halbperipherie entwickelt worden ist.⁴⁹

Die Wendung zur Ideengeschichte ist eine naheliegende und notwendige Ausweitung der historischen Weltsystemforschung.⁵⁰ Es liegt auf der Hand, daß es nicht darum gehen kann, Ideengeschichte im Sinn historischer Genealogien zu schreiben – als gehe es um die Herkunft und Wechselbeziehung einzelner Ideen oder einzelner Denker. Ziel muß sein, intellektuelle Phänomene in die Gesamtvorgänge des Systems einzuordnen, ihren Platz in der Hierarchie der Regionen, in Zyklen und Trends, in der zeitlichen Begrenzung zu bestimmen und ihre historische Wirksamkeit zu erforschen.

Insofern hat der vorliegende Essay weithin den Charakter eines Forschungsentwurfs, denn all das ist nicht geleistet. In welchem Ausmaß wurden Philosophen wie Danilewskij oder Dichter wie Rilke in ihren Kulturen rezipiert, und in welchen sozialen Gruppen? Kann man ökonomische Zyklen mit der Verbreitung solcher Konzepte bei welcher Gruppe korrelieren? Welche Veränderungen werden im intellektuellen Bereich herbeigeführt, wenn ein Land aus der Halbperipherie ins Zentrum aufsteigt (wie Deutschland im 19. Jh.) oder absteigt (wie Schottland im 20. Jh.)?

Wie sind Messianismus und Pathos einzuordnen, wenn man die Geistesgeschichte des Systems insgesamt schreibt, nicht nur die des Zentrums? Sind sie, um Marx zu paraphrasieren, „Seufzer der bedrängten Kreatur“?⁵¹ Und ist die Kreatur entsprechend in halbperipheren Räumen mehr als im Zentrum bedrängt? Oder ist die Ausbreitung von Rechenhaftigkeit und Nüchternheit ein Teil von Modernisierung, wie Masaryk und Wetter nahelegen? Oder muß man auch hier wieder genauer hinschauen, denn just die sowjetischen Generäle und Admiräle, welche den Ausbau der Roten Hochseeflotte oder die Intervention in Afghanistan betrieben, wird man ja nicht als „bedrängte Kreaturen“ bezeichnen wollen – anders vielleicht als einen Veteran des Zweiten Weltkriegs?

Was hier vorgelegt wurde, ist ein Essay, der Räume bezeichnet, in denen weitere Forschungen nötig sind. Forschungen zur Geistes- und Mentalitätsgeschichte des europäischen Weltsystems.

1 J. Karon/K. Modzelewski, Monopolsozialismus, Hamburg 1969. Vgl. H.-H. Nolte, Rußland/UdSSR, Hannover 1991, S. 168-176.

2 Diese Aussage ist selbstverständlich nicht mehr als eine Hypothese. Vgl. zur Rückständig-

Zur politischen Kultur halberipherer Länder

- keit Osteuropas D. Chirot (Hrsg.), *The Origins of Backwardness in Eastern Europe*, Berkeley 1989; H. Szaifer (Hrsg.), *Economic Nationalism in East-Central Europe and South America*, Genf 1990, sowie jetzt D. H. Aldcroft/S. Morewood, *Economic Change in Eastern Europe since 1918*, Aldershot 1995, S. 231f. Vgl. auch Anm. 34.
3. *Rossija v sovremennom mire*, in: *Kommunist* 1990/11, S. 16-31.
 4. Es gibt deutlich höhere Schätzungen für die sowjetische Rüstungsquote, vgl. hier H.-H. Nolte, *Perestrojka und internationales System. Zur Rolle der Rüstung*, in: *Das Argument* 183 (1990) S. 759-768. Zum aktuellen Stand des Militärs östlich des Bug S. Fischer, *Zerfall einer Militärmacht. Das Ende der Sowjetarmee*, Bremen 1992.
 5. Da das Räteystem in der Kontrolle der Regierung gescheitert ist – O. Anweiler, *Die Rätebewegung in Rußland 1905-1921*, Leiden 1958; Nolte, *Rußland/UdSSR* (Anm. 1), S. 103-105 – gibt es zum Parlamentarismus für einen freiheitsliebenden Menschen keine praktikable Alternative.
 6. J. Tiedtke, *Abrüstung in der Sowjetunion*, Frankfurt a.M. 1985.
 7. Vgl. P. Kennedy, *The Rise and Fall of the Great Powers*, New York 1989.
 8. A. Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge 1962, S. 24 und 29 (dt. z.T. in R. Braun u.a. [Hrsg.], *Industrielle Revolution, Wirtschaftliche Aspekte*, Köln 1972, S. 59-78).
 9. Th. G. Masaryk, *Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen*. Neuauf. Düsseldorf 1965, Bd. 1, S. 7 und S. 430.
 10. Vgl. D. Tschizhewskij/D. Groh, *Europa und Rußland, Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses*, Darmstadt 1959; D. Groh, *Rußland im Blick Europas*, Frankfurt a.M. 1988.
 11. Avvakum war einer der Wortführer der Altgläubigen. Für das Argument hier ist wichtig, daß er von der geringen Gläubigkeit der Bauern in den Dörfern berichtet, in denen er Pfarrer war; G. Hildebrand (Hrsg.), *Das Leben des Protopopen Avvakum*, Göttingen 1965, S. 17ff. Vgl. auch V. S. Rumjanceva, *Narodnoe anticerkovnoe dvizhenie v Rossii v VXII veke*, Moskva 1986, trotz mancher abweichender Interpretationen im einzelnen. Das Bild – und vielleicht auch die Realität – des „gläubigen russischen Bauern“ gehören ins 19. Jh.
 12. Der Text bei E. Meyer (Hrsg.), *Deutschland und Polen 1772-1914*, Stuttgart 1980, Zitat S. 39; vgl. O. Halecki, *Geschichte Polens*, dt. Frankfurt a.M. 1970, S. 193-200. Zur Einführung R. W. Fuhrmann, *Polen, Geschichte, Politik, Wirtschaft*, Hannover 1990.
 13. R. M. Rilke, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) Neuauf. Frankfurt a.M. 1982, S. 147.
 14. Th. G. Masaryk, *Das neue Europa. Der slavische Standpunkt*, dt. (1922) Nachdruck Osnabrück 1976, S. 101.
 15. Ebenda, S. 40, S. 143.
 16. Vgl. H.-H. Nolte, *Nachholende Nationsbildung in Osteuropa und Deutschland*, in: *Comparativ* 4 (1994) 2, S. 107-121; ders./B. Eschment/J. Vogt, *Nationenbildung östlich des Bug*, Hannover 1994 (nicht im Buchhandel – Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung).
 17. I. Kirejewskij, in: Tschizhewskij/Groh (Anm. 10) S. 248-298, hier S. 293. Vgl. auch zu den Nachweisen aus den Originalen H.-H. Nolte, *On the Loneliness of Russia and the Russian Idea*, in: P. Dukas (Hrsg.), *Eastern Approaches* (i.E.).
 18. N. I. Danilewskij, *Rußland und Europa* (1920), ND Osnabrück 1965, S. 108.
 19. D. Geyer, *Der russische Imperialismus*, Göttingen 1977, S. 258.
 20. Vgl. schon am Anfang die Anti-Licht-Symbolik der „Hymnen an die Nacht“. Die Auf-

- klärungskritik ist ein Teil der Moderne (die in sich zwiespältig ist), und Deutschlands „Sonderrolle“ bestand in der napoleonischen Zeit darin, daß vor allem hier (aus guten Gründen) die Kritiker ein Publikum fanden. Vor der deutschen Niederlage gegen Frankreich konnte die Fortschrittskritik auch deutschkritisch sein: vgl. Herder, s. H.-H. Nolte, *Die eine Welt*, Hannover 1993, S. 73f.
- 21 Ernst Moritz Arndt, *Über Volkshaß* (1813) in: M. Jeismann/H. Ritter (Hrsg.), *Grenzfälle, Über alten und neuen Nationalismus*, Leipzig 1993, S. 319-334, Zitate S. 324 und 323.
 - 22 Ebenda, S. 332.
 - 23 Einleitend A. Tylecotte, *German Ascent and British Decline 1870-1980*, in: E. Friedman (Hrsg.), *Ascent and Decline in the World-system*, Beverly Hills 1982, S. 41-67.
 - 24 Text in H.-H. Nolte/W. Vetter, *Der Aufstieg Rußlands zur europäischen Großmacht*, Stuttgart 1981, Nr. 70.
 - 25 Text in Tschizhewskij/Groh (Anm. 10) S. 16.
 - 26 Der historische Charakter der Nationen ist in der Forschung unstrittig, vgl. pointiert B. Anderson, *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt a.M. 1988.
 - 27 Einleitend zu der sehr umfangreichen Literatur R. Kieckhefer, *Magie im Mittelalter*, München 1992, S. 135-174.
 - 28 Martin Luther, *An den christlichen Adel deutscher Nation*, in: H. Gottwitzer (Hrsg.), *Luther*, Frankfurt a.M. 1955, S. 46-60, Zitat S. 55.
 - 29 Vgl. H.-H. Nolte, *Religiöse Toleranz in Rußland*, Göttingen 1969, S. 166f.
 - 30 Der von der Universität Aberdeen 1991 veranstalteten Konferenz „Frontiers of European Culture“ ist dieser Text vielfältig verpflichtet. Vgl. jetzt auch H. Vogt, *Kulturen der Einsamkeit*, Darmstadt 1995.
 - 31 Zur Weltssystemforschung jetzt I. Wallerstein, *Die Sozialwissenschaften „kaputtdenken“*, Abschied vom 19. Jahrhundert, Weinheim 1995. Vgl. weiter die Beiträge in: *Comparativ 3* (1994) 5 zum Thema „Weltssystem und Globalgeschichte“. – Meinen Begriff von *Halbperipherie*, der sich von Wallersteins etwas unterscheidet, habe ich in: *Die eine Welt* (Anm. 20), S. 59-84 skizziert.
 - 32 H.-J. Nitz (Hrsg.), *The Early Modern World-System in Geographical Perspective*, Stuttgart 1993.
 - 33 C.-H. Hauptmeyer, *Der Raum Hannover im entstehenden Internationalen System*, in: ders. (Hrsg.), *Hannover und sein Umland in der frühen Neuzeit*, Bielefeld 1994, S. 215-230. Zur Arbeitermigration nach Holland die Beiträge von H. Diederiks und F. Bölsker Schlicht in: H.-H. Nolte (Hrsg.), *Deutsche Migrationen*, erscheint 1995.
 - 34 Vgl. H.-H. Nolte, *Tradition des Rückstands – ein halbes Jahrtausend „Rußland und der Westen“* in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 78 (1991) S. 344-364 und ausführlicher A. Tausch, *Rußlands Tretrad. Kapitalistisches Weltssystem, lange Zyklen und die neue Instabilität im Osten*, München 1991.
 - 35 J. Mokoy, *Pioneers of Profit*, Chicago 1970. Kurz H.-H. Nolte, *Technologie transfer in Rußland vor 1914*, in: *Technikgeschichte* 51 (1984) S. 319-334.
 - 36 P. Anderson, *Lineages of the Absolutist State*, London 1975, bes. S. 195-235.
 - 37 Vgl. den Bericht bei Nolte/Vetter (Anm. 24), Nr. 71.
 - 38 Zur Distanz zwischen den russischen Bauern und dem Westen H.-H. Nolte, *Images of the West in Early Modern Peasant-Uprisings (in Russia)*, in: J. Ph. S. Lemmink (Hrsg.), *Baltic Affairs*, Nijmegen 1990, S. 249-262.
 - 39 Tschizhewskij/Groh (Anm. 10) S. 84.

Zur politischen Kultur halbperipherer Länder

- 40 M. Gerschenson (Hrsg.), Petr Jakowlewitsch Tschaadajew, Sotschinnenija i pisma, T. 1, Moskva 1913 (Reprint Hildesheim 1972) S. 85. Zu Tschaadajew vor allem A. Schelting, Rußland und Europa, Bern 1948, S. 13-66.
- 41 Die Nachtwachen des Bonaventura (1804), München 1960, S. 65.
- 42 M. Hannoun, Solitudes et societes, Paris 1993.
- 43 Zitiert in C. Schlingmann, Kleine Prosastücke, München *1976, S. 127.
- 44 Die USA verfügten über eine vorzügliche Quelle über das Ausmaß der sowjetischen Verluste – den Abschlußbericht des Wirtschaftsstabes Ost. Sie machten der UdSSR diese Quelle jedoch nicht zugänglich und legten sie auch in Nürnberg nicht vor: R.-D. Müller (Hrsg.), Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten, Boppard 1991.
- 45 The Sources of Soviet Conduct, in: Foreign Affairs 25 (1946/47) S. 566-582, Zitat S. 581.
- 46 Exemplarisch in H.-H. Nolte, Die doppelte Asymmetrie. Zur historischen Struktur des russisch-deutschen Verhältnisses, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 48 (1993) S. 141-157.
- 47 Ders., Gruppeninteressen und Außenpolitik, Göttingen 1979, bes. S. 101-121; vgl. ders., Militarismus in der sowjetischen Gesellschaft, in: Das Argument 131 (1982) S. 75-90.
- 48 Vgl. J. Pagel, Polen und die Sowjetunion 1938-1939, Stuttgart 1992, S. 91-163.
- 49 Vgl. I. Wallerstein, The Modern World-System, New York 1974; H.-H. Nolte, Zur Stellung Osteuropas im internationalen System der frühen Neuzeit, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 28 (1980) S. 159-197; G. Arrighi (Hrsg.), Semiperipheral Development, Beverly Hills 1985; sowie die in Anm. 2, 8, 16, 23, 32-35 und 46 zitierten Arbeiten.
- 50 Vgl. I. Wallerstein, Die Sozialwissenschaft „kaputtdenken“ (Anm. 31), bes. S. 272-323.
- 51 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, in: MEW 1, S. 378 zur Funktion der Religion.

Mitteilungen und Berichte

Henri Berr (1863–1954) und die intellektuelle Kultur seiner Zeit. Ein Kolloquium am *Institut Mémoires de l'Édition Contemporaine* in Paris vom 24. bis 26. Oktober 1994

Die jüngeren Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte am Pariser *Centre Alexandre Koyré* widerspiegeln das wachsende Interesse einer neuen Generation von Forschern, ihren Gegenstand in einer engen Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften zu betrachten. Die Organisatoren des Kolloquiums haben eine Brücke vom „Geist der Synthese“ Henri Berrs zu jenem neuen Anspruch, Wissenschaftsgeschichte zu schreiben, geschlagen. Es ist ihnen gelungen, Natur- und Geisteswissenschaftler aus Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden und der Schweiz zusammenzuführen, um über jenen Zeugen des intellektuellen Aufbruchs um 1900 zu diskutieren, der während der ersten Jahrhunderthälfte die Diskussion um Institutionen und Kommunikationsformen wissenschaftlicher Forschung in Frankreich wesentlich mitbestimmt hat.

Mit dem Veranstaltungsort, dem *Institut Mémoires de l'Édition Contemporaine* (IMEC), ist gleichzeitig ein neues Pariser Dokumentationszentrum in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, das für Forschungen zur intellektuellen Kultur des 20. Jhs. unentbehrliches Material in Gestalt von Verlagsarchiven und Nachlässen von Intellektuellen (z.B. Louis Althusser, Albert Camus oder Paul Nizan) beherbergt. Darunter befindet sich auch ein *Fonds Henri Berr*, der von Jacqueline Pluet-Despatin wissenschaftlich betreut wird.¹

Nach den einführenden Bemerkungen der Veranstalter um die *Fondation pour la Science* und das *Centre International de Synthèse*, die von *Dominique Bourel* (Paris) vorgetragen wurden, standen die Entwicklung der Wissenschaftsauffassung Berrs sowie sein Beitrag zu deren Institutionalisierung und zur Entwicklung interdisziplinärer Kommunikationsformen zur Diskussion. Berr entwickelte sein Wissenschaftsverständnis in Auseinandersetzung mit dem Positivismus der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft, der den Erklärungsbedarf der Gesellschaft der Jahrhundertwende nicht zu befriedigen vermochte. Gleichzeitig versuchte er, der Herausforderung der

Soziologie Emile Durkheims mit einem eigenen System historischer Erklärung zu begegnen, das Anleihen bei der Völkerpsychologie und der historischen Geographie suchte. Berr's Denksystem erfuhr darüber hinaus wesentliche Prägungen aus der deutschen philosophischen Tradition, und seine Faszination für die Naturwissenschaften bestimmte, wie der Beitrag von *Ernest Coumet* (Paris) gezeigt hat, frühzeitig sein Verständnis von Wissenschaft.

Um dieser Auffassung Geltung zu verschaffen, sah Berr eine wichtige Aufgabe in der Förderung der Kommunikation zwischen Forschern unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen. Die Entwicklung der 1900 gegründeten *Revue de Synthèse Historique* (RSH), die u.a. von *Martin Fugler* (Strasbourg) und *Laurent Mucchielli* (Paris) thematisiert wurde, nahm folgerichtig in der Diskussion breiten Raum ein. Die RSH grenzte sich, dem intellektuellen Anspruch ihres Gründers folgend, gleichermaßen von der *Revue Historique* wie von der *Année Sociologique* ab – es sei an dieser Stelle angemerkt, daß die RSH Gegenstand einer Datenbank geworden ist, die die Analyse eines Jahrhunderts französischer Kultur- und Wissenschaftsgeschichte auf der Grundlage moderner Methoden der Textanalyse gestatten wird und auf dem Kolloquium von Mitarbeitern der Bibliothèque Nationale vorge-

stellt wurde.

Der Einfluß der RSH auf die Entwicklung des Wissenschaftsverständnisses von bedeutenden Natur- und Geisteswissenschaftlern der Zwischen- und Nachkriegszeit wurde in einer Reihe von Beiträgen deutlich. *Bertrand Müller* (Lausanne) verfolgte den Weg Lucien Febvres und Marc Blochs von der RSH zu den *Annales*. Die Gründung der *Annales* im Jahr 1929 lenkte das Projekt einer „neuen Geschichtswissenschaft“ vom philosophischen Anspruch einer Synthese enzyklopädischen Charakters in der RSH in die Bahnen einer sozialhistorischen Fachzeitschrift, die den interdisziplinären Anspruch der RSH gleichwohl zu übernehmen mußte.

Neben der RSH finden wir eine Reihe weiterer ambitionierter Projekte interdisziplinärer Zusammenarbeit, die von Berr in der Zwischenkriegszeit befördert wurden, wie das Vorhaben, ein unfassendes Lexikon historischer Grundbegriffe zu erstellen, das von *Margherita Platania* (Salerno) vorgestellt wurde, oder die Bemühungen um eine neue Encyclopédie, die von *Giuliana Gemelli* (Bologna) in einen europäischen Kontext gestellt wurde. Berr begann, wie *Jacqueline Pluet-Despatin* (Paris) ausführte, 1911 an einer Universalgeschichte zu arbeiten, die ab 1920 in Form der Reihe *L'Évolution de l'humanité* Gestalt annahm und die „Vorteile

einer historischen Enzyklopädie mit denen einer Darstellung der menschlichen Entwicklung verbinden sollte“ (Berr, 1950).

Darüber hinaus gelang es Berr, in Gestalt des *Centre International de Synthèse* eine Stätte der Begegnung zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern zu schaffen, deren intellektuelle Ausstrahlung über die „semaines de synthèse“ in den Beiträgen von *Bernadette Bensaude* und *Martina Neri* (Paris) aus der Sicht der jeweiligen Disziplinen deutlich wurde.

Breiten Raum widmeten die Teilnehmer dem Philosophen Henri Berr, der den traditionellen Anspruch seiner Fakultät, geistes- und naturwissenschaftliche Disziplinen unter einem Dach zu vereinigen, gegen den Trend zur voranschreitenden Spezialisierung bewahrte und damit einen unbequemen Weg wählte, der ihm eine klassische Universitätslaufbahn verwehren sollte. Wie *Peter Schöttler* (Paris/Berlin) gezeigt hat, nahm Deutschland unter den intellektuellen Kulturen, denen Berr wesentliche Anstöße verdankte, einen wichtigen Platz ein. Hier finden wir ein Feld vergleichender Forschung, das in einer Reihe wissenschaftsgeschichtlicher Arbeiten amerikanischer, deutscher oder tschechischer Historiker Anregungen erfahren hat und zweifellos vertiefte Aufmerksamkeit verdient.

Jacques Revel (Paris), der für eine stärkere Hinwendung der „vierten Generation“ der *Annales* zu den epistemologischen Grundlagen der Geschichtsschreibung steht, betonte abschließend, daß ungeachtet der theoretischen Schwächen und Grenzen der Durchführbarkeit des ambitionierten Projektes, zu einer Synthese des historischen Wissens zu gelangen, eine Reihe von Anregungen Berrs auf den Feldern der interdisziplinären Forschung und Kommunikation ihre Aktualität bewahrt haben. Die Teilnehmer des Kolloquiums lieferten vielfältige Beispiele für einen möglichen Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern. Sie bestätigten die Fruchtbarkeit, die Diskussion über die Grenzen traditioneller historiographischer Schulen hinweg zu führen, die nicht zuletzt durch die Teilnahme von Kritikern und Protagonisten der *Annales* (*Hervé Coutau-Bégarie*, *Roger Chartier*) unterstrichen wurde. Die vielfältigen Anregungen, die die Tagung künftigen Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaftsgeschichte vermittelt, wird man in Heft 3-4 (1995) der „Revue de Synthèse“ nachlesen können.

Steffen Sammler

1 Das *Institut Mémoires de l'Édition Contemporaine* befindet sich in der Rue de Lille, Nr. 25 in 75007 Paris.

Buchbesprechungen

Kurt Andermann (Hrsg.), **Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der Frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie**, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1992, 464 S. (=Oberrheinische Studien. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V., Bd. 10).

Im Rahmen des 275jährigen Jubiläums der einstigen badischen Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe fand dort 1990 eine Tagung statt, deren Beiträge, erweitert um eigens für den Band verfaßte Texte, hier versammelt sind. Im Vorwort wird auf die in die Tagungsvorbereitungen hereingebrochene Vereinigung beider Deutschländer verwiesen, die der Veranstaltung unerwartete Aktualität und dem Einleitungsbeitrag Michael Stürmers zum Hauptstadtproblem in der deutschen Geschichte („Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt“) ungeahnte Brisanz verlieh. Die ungeschicklich späte Besprechung des Bandes vermag nach der Bonn-Berlin-Krise nun wieder – Christo sei’s gedankt – einen versöhnlichen Aspekt in die Hauptstadtdimension einzubringen. Die frühneuzeitliche

Residenzenforschung wird davon vermutlich dennoch unberührt bleiben.

Anliegen des Bandes ist, im Unterschied zu anderen Projekten, die sich besonders Burgen, Schlössern und der Entstehung von Residenzen im späten Mittelalter befassen (namentlich dem Göttinger Residenzenprojekt), voll ausgebildete Residenzen vom Ancien Régime bis 1918 zu untersuchen. Dies geschieht in einem thematischen und einem monographischen Teil.

Der thematische Bogen umfaßt die Topographie südwestdeutscher Residenzen (*Eugen Reinhard*), Architektur und Kunst als vergegenständlichte Selbstauffassung der Dynastien (*Volker Himmelein*, *Wilfried Rößling*, *Peter Fuchs*), die „höfische Ökonomie“ (*Peter Claus Hartmann*) und die Bevölkerungsgeschichte in frühneuzeitlichen Residenzstädten (*Walter G. Rödel*). Militär und Verwaltungsbürokratie (*Bernd Wunder*) gleichermaßen als Ergebnis wie förderndes Moment der Herausbildung von Regierungsmetropolen, Kultur und Geistesleben und die sakrale Dimension von Residenzen mit Kirche und Grablege (*Kurt Andermann*). Monogra-

phische Beiträge behandeln – natürlich – Karlsruhe (*Ernst Otto Bräunche*), die Partnerstadt Nancy (*Rainer Babel*), desweiteren Buchsweiler/Bouxwiller (*Alfred Matt*), Bruchsal (*Otto B. Roegele*), Heidelberg (*Hermann Ehmer*) und Mannheim (*Jürgen Voss*), Zweibrücken und Karlsberg (*Hans Ammerich*), Darmstadt (*Jürgen Rainer Wolf*) und Wiesbaden (*Martina Blyemehl-Eiler*). Sie beleuchten Einzelfälle des historischen Residenzen-Phänomens und bringen dabei, den vielfältigen Ausformungen der Residenzstädte in den großen, mittleren, kleinen und Zwergterritorien entsprechend, sowohl die Probleme von Haupt- und Neben- bzw. Zweitresidenzen wie die unterschiedlich stark ausgeprägte Funktionsbezogenheit der Residenzstädte zum Ausdruck. Wenn etwa, was mehrfach vorkam, die Residenz verlegt wurde (Heidelberg/Mannheim/München, Baden-Baden/Rastatt, Durlach/Karlsruhe, Stuttgart/Ludwigsburg), stellte sich die Frage, ob und wie der damit verbundene Verlust kompensiert werden konnte. Karlsruhe etwa, das auch noch nach 1918 badische Landeshauptstadt war, vermochte den Verlust der Residenzfunktion gut zu verkraften, weil die mittlerweile erfolgte Industrialisierung neue Lebensperspektiven eröffnet hatte.

Anders erging es beispielsweise Mannheim – das selbst erst 1720

Heidelberg als Residenz der Pfälzer Kurfürsten abgelöst hatte –, dem die „Emanzipation“ vom Hof, der 1778 nach München zog, nicht ohne weiteres gelang. Das regelrechte „Residenzprogramm“ für Mannheim, das *Jürgen Voss* untersucht, vermochte allerdings wichtige Elemente der Residenzstadt auch in das Nachleben der Universitäts- und Wissenschaftsstadt zu integrieren. Ein Thema, das hier und an anderer Stelle leider nur nebenher berührt wird, betrifft die Auswirkungen des Verlustes der Residenzfunktion auf die städtische Bevölkerung, die in Mannheim noch lange nach dem Wegzug des Hofes die Haltung von Residenzstadtbewohnern bewahrten. *Walter G. Rödel* behandelt Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur frühneuzeitlicher Residenzen systematisch und in übergreifender Perspektive und bringt etliche Beispiele für solche Folgewirkungen. In diesem Falle stellt sich die Frage, ob die Residenzen tatsächlich „die moderneren Städte“ waren (S. 111), weil in ihnen die neue Funktionselite und das unabhängige Bildungsbürgertum den Ton angaben, denn beispielsweise in Kursachsen hat sich gerade die Ferne des Dresdner Hofes und der Residenz für Leipzig und sein Bürgertum im 18. Jh. wirtschaftlich wie kulturell sehr fördernd ausgewirkt.

Ein Nachteil einiger monographischer Studien – etwa über Hei-

delberg – besteht darin, daß nur die Blütezeit der jeweiligen Residenz untersucht, der eben angesprochene schwierige Anpassungsprozeß an das „Danach“ und damit die Diskussion über die unterschiedlich ausgeprägte strukturelle Wandlungsfähigkeit jedoch ausgespart wird.

Edith Ennen unternimmt einen Gang durch die Forschungsgeschichte seit den sechziger Jahren, als die frühneuzeitlichen Städte nach bis dahin überwiegender Konzentration auf die „mittelalterliche Städteherrlichkeit“ überhaupt erst zum Untersuchungsgegenstand wurden, und resümiert kommentierend zugleich einige Diskussionspunkte und Einzelfallergebnisse der Karlsruher Tagung. Aus dem Vergleich mit den Erträgen der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung kann die der frühen Neuzeit schärfere Konturen gewinnen – als unterscheidende Konstituierungsfaktoren werden etwa genannt das Verhältnis von Residenzstadt und -raum bzw. Landschaft oder von Residenzentwicklung und städtischem Wachstum.

Materialreich und gründlich sind alle Beiträge und empfehlen sich schon deshalb für wiederholte Lektüre. Gemeinsamer Bezugspunkt der Studien sind die Begriffe Zentralität, Hauptstadt, Residenz, Residenzstadt, Hof, Hofgesellschaft. Desiderata werden benannt; die flächen-

deckende Untersuchung neuzeitlicher Residenzen nach den Kriterien der neueren Residenzenforschung steht noch aus. Die Karlsruher Tagung und der vorliegende Band als deren Erweiterung sind ein wichtiger Zwischenschritt.

Katharina Middell

Patrick Joice, Democratic Subjects. The Self and the Social in Nineteenth-Century England. Cambridge University Press, Cambridge 1994, 242 S.

Dieses Buch will eine Probe auf zwei Exempel machen: das sind Edwin Waugh und John Bright, beide politische Figuren des viktorianischen England, jener einflußreicher „Arbeiterklassen“-Führer, dieser populärer „Mittelklassen“-Repräsentant. Geprüft werden soll, ob (ihre) Mentalitäten soziale Milieus widerspiegeln und (ihre) Perspektiven Ausdruck ökonomischer Lagen sind – oder eben nicht.

Joyces Studie hat einen Kontext: den Historikerstreit um die „konstruktivistische Wende“, der überall, nur nicht bei uns, das Geschichtsdnken in verfeindete Schulen gespalten hat. Von Anfang an ergreift sie Partei und unterstellt

„eine Vorstellungswelt, die nicht etwas *anderes* reflektiert, sondern eine, ohne die etwas anderes gar nicht existiert.“ (S. 4) Es gibt demnach nur Konstrukte, keine Fakten, und daß Erfahrungen ihrer Interpretation vorausgingen, erweise sich als liebgewonnene, zäh verteidigte Fiktion. Nichts sei harte Wirklichkeit, weder „Menschheit“ noch „Volk“ noch „Natur“ und eben auch nicht „Klassen“ oder „Klasseninteressen“.

So sorgt sich etwa der exemplarische „Arbeiter“ Waugh ausgiebig um sein Seelenleben, das von Selbstzweifeln nachgerade strotzt. Er fürchtet „die Welt mit ihren Hexereien“, sucht Gottes Nähe, wird vom Dämon des (fehlenden) Geldes gejagt, bereut Sünden, leidet unter dem ordinären Eheweib, haßt das städtische Leben, fühlt sich dafür von ländlicher Idylle magisch angezogen, denkt über gesunde Ernährung, liebt Blumen, verfaßt Gedichte und verkündet als persönliches Endziel, „ein Leben in vornehmer Kontemplation“ führen zu wollen. Der Proletarier als Edelmann, ein Klassenkämpfer mit Seele?

Auf ähnliche Weise irritiert Bright, der Bourgeois. Sein Biograph attestiert ihm eine anrührende „Zartheit des Herzens“, die Mühle des Vaters „als Heimstatt“ ist für ihn – Manchester-Kapitalismus hin oder her – zeitlebens das Modell geblieben, an dem sich Arbeits- und

Lebensverhältnisse zu messen hätten. Wo andere „gefährliche Klassen“ sehen wollen, hat er „arme Freunde“ vor Augen, deren Gefühle nicht verletzt werden dürften; in Verantwortung vor Gott sollen (Fabrik-)Arbeiter und (Haus-)Angestellte durch gemeinsame Bibel-Lektüre „gebessert“ werden: Naturerlebnisse würden ein Übriges tun, um unser aller Seelen anzurühren. Der Kapitalist als Romantiker, ein Ausbeuter mit Herz?

Es wäre zu einfach, das Bewußtsein beider „Selbst“-Darsteller schlicht als falsch zu deklarieren, dem „Arbeiter“ anzulasten, er sitze einem Fetisch auf, und den „Bürger“ dafür zu tadeln, daß er Ideologie produziere. Offenkundig *kreieren* diese Repräsentanten je eigene Welten – weitgehend entmaterialisierte, fast unbefleckte, überraschend ähnliche Wirklichkeitsbilder, an denen sie sich praktisch-politisch *orientieren*. Einer „materialistischen“ Mechanik, nach der objektive Interessen verhüllende Ideen erzeugen, gehorchen Gehirne à la Waugh oder Bright ganz gewiß nicht.

Die Frage ist nur, wen oder was sie repräsentieren. Denn, um Wirkung zu erzielen, muß der postmoderne Angriff auf eine sprachlose „Realgeschichte“ demonstrieren, daß querliegende Ideen nicht nur verrückte Sonderlinge hervorbringen, sondern Massen motivieren.

Daran gemessen, fällt *Joyce* hinter seinen Anspruch zurück. Edwin Waugh vertritt „eine untergehende Kultur“ (S. 58), und wie er war auch John Bright „eine marginale oder 'liminale' Figur“ (S. 91). Will heißen: Hier treten zwei atypische *Grenz-Akteure* auf – den Möchtegern-Arbeiter widern „dumpf blickende“ Leidensgenossen an (S. 58), der Vorzeige-Bürger kommt, „anders als viele begüterte Weggefährten“, aus einfachen Verhältnissen (S. 130).

Ein Paradox bleibt freilich bestehen: Ausgerechnet diese Unzeitgemäßen sind populäre Gestalten des öffentlichen Lebens gewesen – „realgeschichtlich“ unerklärlich.

Wolfgang Fach

Joyce Appleby/Lynn Hunt/Margaret Jacob, *Telling the Truth about History*, Norton, New York/London 1994, XIV, 322 S.

Wie sind Nation und Multikulturalismus für den Historiker zusammenzubringen? Kann es eine Geschichtsschreibung geben, die beiden Begriffen Rechnung trägt? Und wie kann überhaupt – nach der Postmoderne – Geschichte geschrieben werden?

Die Geschichtsschreibung befindet sich, folgt man der Beschreibung der Autorinnen, in einer Krise. Diese Krise versuchen sie mit ihrem Buch zu bewältigen. Die Wahrheit über die Geschichte sagen – das betrifft jene zwei Ebenen, auf denen sich die doppelte Krise der Geschichtsschreibung abspielt: Was heißt es, eine wahrhaftige, allgemeingültige Geschichte zu schreiben, und was heißt es, die theoretischen Grundlagen und Möglichkeiten für die Erzählung einer wahren Geschichte darzulegen? Das Buch will in eine amerikanische Diskussion eingreifen. Die Autorinnen grenzen sich ab gegen Geschichtsschreibung als Selbstgratulation und wenden sich gegen Zynismus, Relativismus und Nihilismus. „Dieses Buch richtet sich gegen die Unsicherheit“ (S. 3), die durch die Postmoderne allgemein geworden ist. *Appleby/Hunt/Jacob* bekennen sich zu der Überzeugung, daß es möglich und sinnvoll sei, Geschichte zu schreiben,¹ daß Geschichtsschreibung die Realität der Vergangenheit in adäquater Weise wiedergeben kann. Und sie betonen die Bedeutung einer Nationalgeschichte. Diese sei am besten auf demokratische Weise zu schreiben. Dies darzustellen ist das Ziel des Buches.²

Die Gliederung des Werkes ist einsichtig. Im ersten Teil ihres Buches beschreiben die Autorinnen die Entstehung des „intellektuellen

Absolutismus“. In der Aufklärung, besonders in der Nachfolge Newtons, sei ein heroisches Wissenschaftsmodell entstanden, das die Genies der Naturwissenschaften zu Helden der Kultur machte.³ Der Glaube an die Modernität vereinigte den Fortschrittsglauben mit der Überzeugung von der Erkennbarkeit der Welt auf quasi naturwissenschaftlichem Wege und der Existenz endgültiger und allgemeiner Wahrheiten. Dieses Erkenntnismodell wurde auch auf die Geschichtsschreibung übertragen.

Die so konstituierte Wissenschaft über die Rolle der Wissenschaft erfüllte wesentliche Funktionen bei der Herausbildung und Entwicklung der Nationalstaaten. Sie bestimmte deren Selbstbild: Eine einheitliche Nation forderte eine einheitliche Geschichte.

Der zweite Teil des Werkes berichtet vom Ende dieses „intellektuellen Absolutismus“. In der Geschichtsschreibung der USA entstanden mit der Entdeckung der Klassen, Rassen und Geschlechter als geschichtliche Kategorien miteinander konkurrierende Geschichtserzählungen. Zudem wurde das gesamte Wissenschaftsbild in Frage gestellt, die „tönernen Füße der Wissenschaft“ entdeckt. Dies begann mit der Ernüchterung über die Rolle der Wissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, die das Interesse an der Wissenschaftsgeschichte

weckte. Kuhns Soziologie wissenschaftlicher Revolutionen rückte die außerwissenschaftlichen Faktoren bei Paradigmenwechseln der Wissenschaft ins Blickfeld. Die in den sechziger Jahren geprägte Generation brachte die Erfahrung des Vietnamkrieges ein, die Demokratisierung des Bildungszugangs beteiligte neue Gruppen und damit neue Sichtweisen an der wissenschaftlichen Diskussion. Die Beschäftigung mit dem sozialen Kontext der Wissenschaft erhielt bestimmendes Gewicht. Die Desillusionierung begünstigte auch die Ausbreitung des Relativismus. Schließlich machten die Krise der Modernität und die postmoderne Philosophie das Untergehen der Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt fragwürdig.

Dieser Lagebeschreibung suchen die Autorinnen im dritten Teil ihres Buches („eine neue Republik des Forschens und Lernens“) einen eigenen Ansatz entgegenzusetzen. Gegen die postmoderne Unsicherheit der theoretischen Grundlagen der Wissenschaft von der Vergangenheit schlagen sie einen pragmatischen Ansatz vor, den sie praktischen Realismus nennen. In dessen Grenzen seien Wahrheit und Objektivität möglich.

Davon ausgehend wird das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Nation und zum Multikulturalismus neu bestimmt. Grundsätz-

lich sei eine getreue, in demokratischer Diskussion sich selbst überprüfende Geschichtswissenschaft möglich und außerdem der Entwicklung der Demokratie förderlich.

Einleitung und Schlußteile sind zweifellos die stärksten Passagen des Buches. Die Darlegungen wirken immer dann am überzeugendsten, wenn die Autorinnen ihre Ansichten zur Geschichtstheorie gegen die Postmoderne verteidigen. Auch in den die theoretische Diskussion beschreibenden Kapiteln finden sich eindeutige und eigenständige Stellungnahmen. So werden Theorien als nützliches analytisches Werkzeug bezeichnet (S. 51). Andererseits wird (den Relativisten) zugestanden, daß Geschichtserzählungen die Vergangenheit immer rückwirkend entlang der Entwicklungslinien und auf die Beantwortung der gestellten Fragen hin strukturieren würden (S. 63). Weder Positivisten noch postmoderne Relativisten könnten mit ihren Absolutismen die Komplexität der menschlichen Situation denken. Die Geschichtsschreibung verfehle mit der Übernahme des Relativismus das Bedürfnis nach historischen Wahrheiten, nach kausalen Erklärungen und Erzählungen (S. 191ff.). Wenn auch Wahrheit und Objektivität nicht aufgegeben werden, so sei immerhin ihr Verständnis zu überdenken.

In ähnlicher Weise versuchen

die Autorinnen, unter Würdigung der Kritik an historischen Auffassungen doch ihre brauchbaren Elemente zu bewahren. So bedeutet etwa die Kritik an Newton nicht die Negation seiner Erkenntnisse. Denn „die Historisierung eines Geschichtsbestandteiles muß und sollte nicht die Wahrheiten negieren, die die Menschen in ihnen entdecken.“⁶ Die Geschichtsschreibung als ein Prozeß, der auf ständiger Kritik beruhe.

Appleby/Hunt/Jacob wollen mit ihrer Darstellung eine Route steuern, die zwischen der traditionellen Geschichtsschreibung und der Postmoderne liegt,⁶ da auch die Erkenntnisfortschritte der Postmoderne nicht unbeachtet bleiben können, die die Methodendiskussion belebt hat.

Eine solche Haltung führt die Autorinnen zur Ablehnung einer ironischen Betrachtungsweise. Sie sehen die „Suche nach möglichst objektiven Erklärungen als einzige(n) Weg nach vorn“ an – und sie legen Wert auf eine idealistische, aktive Stellung zur Wirklichkeit, „zu einer demokratischen Gemeinschaft, zu der Art Gesellschaft, in der wir gern leben würden“ (S. 229).

Im Rahmen ihres umfassenden Konzepts von Geschichtsschreibung können die Autorinnen auch die Narration als einen bedeutenden Weg bezeichnen, mit deren Hilfe die Welt erklärt wird (S. 231ff.).

Denn: Erzählungen und Metaerzählungen machen erst das Handeln in der Welt möglich, weil sie der Welt Bedeutung geben. Aber Hilfsmittel zum Umgang mit der Welt sind eben auch Geschichte und Politik (S. 236).

Das Fundament für ihre Erwägungen geben die Verf. im ersten Kapitel des letzten Teiles. Ihr Vorschlag für die Grundlegung historischer Arbeit lautet: praktischer Realismus, wobei praktisch als Gegensatz zu naivem Realismus veranschlagt wird. Der praktische Realismus anerkennt, daß Sprache trotz der Veränderlichkeit ihrer Regeln Wirklichkeit abbildet, da diese Regeln sich in Wechselwirkung mit der objektiven Wirklichkeit verändern, in dem unentwegten Bemühen, den Dingen Namen zu geben (S. 247). Die Kenntnis der Schwierigkeiten einer akkuraten Geschichtsschreibung soll nicht von diesem Unternehmen abbringen. Ein solcher (man möchte sagen: kühler) Realismus kann auch eine ästhetische Anziehungskraft entfalten und mit der Kunstauffassung gleichen Namens verglichen werden. Daraus ergäbe sich dann die Notwendigkeit, den Details besondere Beachtung zu widmen (S. 248ff.). Wieder betonen die Autorinnen die aktive Beziehung zur Umwelt: Die Erfahrung von Geschichte mache praktischen Realismus konkreter.

Der Maßstab des praktischen

Realismus führt die Autorinnen zu weiteren Aussagen. Sie blicken nicht im Zorn zurück, sondern mit Dankbarkeit für die Vorgänger in der Forschung vorwärts (S. 251). So bestimmen sie die Stellung der Geschichte zu den Naturwissenschaften: Man könne keine Trennung behaupten, allerdings besitze die Geschichte ein eigenes Untersuchungsfeld, zu dem das Problem der Zeitlichkeit hinzutrete (S. 252f.). Andererseits trenne die Neugier die Geschichte von der Literatur, denn die Neugier suche keine Erfindungen (S. 259). Die Forderung nach Objektivität müsse Subjektivität in Rechnung stellen. Neugier sei immer der Ausgangspunkt der forschenden Arbeit. Diese Arbeit werde von persönlichen und kulturellen Eigenschaften geleitet, neutrale Forschung unmöglich. Und weiter: Die Vergangenheit kann den Historikern die Wahrheit nicht aufdrängen, aber ihre Aussagen über die Vergangenheit beschränken. Die Anzahl der zulässigen Interpretationen ist begrenzt. So ist die Koexistenz unvereinbarer Interpretationen möglich, und auch Koexistenz vereinbarer unterschiedlicher Perspektiven (S. 254ff.). Die Gemeinschaft der Forscher wirkt als prüfende Instanz für die Interpretationen der Historiker – gewissermaßen als ein Ersatz für Experimente. Wenn *Appleby/Hunt/Jacob* Objektivität als wechselseitige („interaktive“) Beziehung zwi-

schen untersuchendem Subjekt und dem außerhalb liegenden Objekt definieren, so bekräftigen sie gleichzeitig ihre Überzeugung, daß der Mensch fähig sei, zwischen gesteuerter und unrichtiger Wiedergabe der Vergangenheit zu unterscheiden.

Gleichzeitig hätten die Zeugnisse der Vergangenheit Beweiskraft nur unter einer bestimmten Fragestellung, ja die letztendlich entstehenden Geschichten hingen von der Fragestellung ab, und das Interesse, die Fragestellung selbst, sei zeitgebunden. Jede Generation wolle die Geschichte für sich mit Bedeutung erfüllen (S. 263ff.).

Diese Folgerungen versuchen die Autorinnen im letzten Kapitel auf die gegenwärtige Situation der Geschichte in Amerika anzuwenden. Das Ende des Kalten Krieges mache eine „New Republic of Learning“ möglich (indem der politische Druck auf die Geschichtswissenschaft gewichen sei), nur Traditionalisten würden in dessen Logik beharren (S. 271ff.). Die Geschichte könne nur in einer wiederbelebten öffentlichen Arena blühen (S. 282). Als philosophische Grundlage ihrer Gedanken führen die Autorinnen den Pragmatismus an. Der Pragmatismus funktioniert aber nur in Demokratie, da er selbst keine absoluten Wahrheitskriterien enthält (S. 283ff.). Gefahren drohen sowohl von *political correctness* (nämlich

Anpassung an eine herrschende Meinung) als auch von Gruppeninteressen (wie etwa die Vorherrschaft 'weißer' Geschichtsschreibung in der Vergangenheit).

Nun kann auch das Problem des Multikulturalismus angegangen werden. Ein multikultureller Zugang zur Vergangenheit sei nötig, umstritten sei nur die Frage des Wie (S. 292). Nach Meinung der Autorinnen baue der Multikulturalismus auf dem Historismus auf, denn jede Zeit und so auch jedes Volk hat seinen eigenen Wert, seine eigene Geschichte, seine eigene Bedeutung (S. 71).

Wohl nur für Amerikaner ist evident, was *Appleby/Hunt/Jacob* zur Beziehung von Nation und Multikulturalismus sagen. Sie müssen beide zusammen gesehen werden. Für die Autorinnen ist die eine Prämisse, von der ausgehend sie überhaupt erst ihr Buch geschrieben haben. Sie beschreiben eine Dialektik von Teil und Ganzem (S. 301f.). Dem widerspreche nicht, daß – ausgehend von den Überlegungen zur Theorie der Geschichte – Erklärungen immer nur partiell sind. Ebenso bestehe eine Spannung zwischen freiem Willen und Determinismus (S. 305f.).

Die Autorinnen ordnen sich explizit der Aufklärung zu. Aber dieses Bekenntnis zur Aufklärung ist selbst aufgeklärt, denn es redet nicht von einer Wahrheit, sondern von

Wahrheiten. Geschichte ist ein Prozeß von partiellen Aussagen und partiellen Wahrheiten, aber eben doch ein einheitlicher Prozeß, der seine Funktion für die Nation zu erfüllen hat und erfüllen kann.

Das Buch endet mit der nochmaligen Versicherung, erst wahrhaftige Geschichte befähige zum Umgang mit der Wirklichkeit (S. 307). Die Geschichte, die die Tatsache des Multikulturalismus in Rechnung stellt, bleibt noch zu schreiben. Wenn wahrhaftige Geschichtsschreibung möglich ist, dann auch eine Geschichtsschreibung für eine Nation mit kultureller Vielfalt. So kann eine einheitliche, vereinende, aber nicht gleichmacherische Nationalgeschichte anstelle eines einheitlichen und Einheit stiftenden Mythos treten, wie er zu Zeiten der heroischen Erzählungen herrschte (S. 125).

Die Autorinnen legen ihre persönlichen Überzeugungen dar. Sie setzen ihre Positionen gegen die beschriebene Position der Gegner. Insgesamt kommt aber kaum eine geschlossene Argumentation zustande. Oft dienen Evidenzen als Beweise, gelegentlich wird auch mit dem Zynismusvorwurf oder mit einer aus der gegnerischen Position resultierenden Sinnlosigkeit der Geschichte als Fach argumentiert.

Gelingt das Unternehmen von *Appleby/Hunt/Jacob*, nämlich durch eine Geschichte der Geschichtswis-

senschaft gegen den Postmodernismus für die Möglichkeit, die Zukunft und die Notwendigkeit der Geschichte zu argumentieren? Insgesamt schon. Wenn auch die Argumentation im Detail nicht immer zwingend und streng logisch, sondern eher essayistisch ist, so erscheint doch das Bild von einer sich durch demokratische Diskussion entwickelnden Geschichtswissenschaft.

Unübersehbar handelt es sich um ein *amerikanisches* Buch. Die Autorinnen *Appleby/Hunt/Jacob* suchen eine amerikanische Lösung für ein amerikanisches Problem. Auch dominiert eine amerikanische Sicht auf die Dinge: Europa ist nicht im Blickpunkt, im Bezug auf die Geistesgeschichte bestehen gar Lücken, da allenfalls England und Frankreich auftauchen, gelegentlich auch Deutschland.

Das Buch will als Plädoyer in die aktuelle Diskussion in den USA eingreifen. So erklärt sich auch zum Teil sein eher deskriptiver als analytischer Charakter. Die Konzentration auf die USA macht manche Dinge aber auch besonders deutlich, so etwa die *Schaffung* einer Nationalgeschichtsschreibung, die Ende des 18. Jhs. als Vorgang deutlich wahrnehmbar wird. Andererseits sehen sich die Autorinnen nicht bemüht, zwischen Nation, Gesellschaft und Staat zu differenzieren.

Wenn man sich auch die geistes-

Buchbesprechungen

geschichtliche Erzählung mit einer mehr globalen und auch mehr europäischen Perspektive wünschste, die die Aussage des Buehes nicht nur auf die internationale, sondern auf eine allgemeine Ebene brächte, so ist dieses Buch doch auch für Europa und Deutschland wichtig, verdient doch der Zusammenhang von Multikulturalismus und Nationalgeschichte eine eingehende Diskussion.

Ebenso wichtig ist die Reflexion über die Grundlagen der Geschichtsschreibung. Die Autorinnen haben den Versuch einer Rekonstruktion nach der Dekonstruktion unternommen. Beschreiben die Autorinnen nicht den alltäglichen Pragmatismus der „normalen“ Historiker? Sie zeigen ein tragfähiges Fundament für Historiker, den Zusammenhang von Geschichtsschreibung und demokratischer Gesellschaft. Dieses Ergebnis sollte nicht zu Selbstsicherheit verleiten, zu Unbekümmertheit oder zur Vernachlässigung der Reflexion. Sich seiner selbst versichern heißt im Sinne der Autorinnen, sich der Verunsicherung zu stellen. Das Plädoyer für den pragmatischen Gebrauch der praktischen Vernunft ist lesenswert.

Hans-Martin Moderow

- 1 „What historians do best is to make connections with the past in order to illuminate the problems of the present and
- 2 the potential of the future“ (S. 10).
- 3 „A democratic practice of history, we will argue, encourages skepticism about dominant views, but at the same time trusts in the reality of the past and its knowability... we hope to show that a democratic practice of history... offers the best chance of making sense of the world“ (S. 11). – „...national histories are still necessary. So too is faith in the ultimate goal of an education: the rigorous search for truth usable by all peoples“ (S. 12).
- 4 „heroic model of science... made scientific geniusses into cultural heroes“ (S. 15).
- 5 Und auch gegen die Unlust der Historiker, sich über Theorie und persönliche Sichtweisen der Geschichtsschreibung Rechenschaft zu geben: „Quite naturally wishing to avoid the seasickness of shifting personal perspectives, historians generally sought to avoid philosophical issues, wich they dismissively categorized as ‘theory’“ (S. 243).
- 6 „Historicizing any moment need not, should not, sacrifice the truths people discovered in it“ (S. 196).
- 7 „Our Goal is to navigate a cours between the traditionalist critics and the postmodernists, by defending the role of an objective and inclusive history while recognizing the need for exploring its conceptual fault lines“ (S. 202).

Lutz Raphael, Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945-1980. Klett-Cotta, Stuttgart 1994, 635 S.

„Die Erfindung der *nouvelle histoire* war in dieser Situation der Versuch, neue Grenzen zu ziehen und neue Ziele zu formulieren, um dem alten 'Avantgarde'-Anspruch und dem nonkonformistischen Erbeil wieder schärfere Umrisse zu geben. Zwar war dieser Versuch sozial äußerst erfolgreich – das stenografische Kürzel machte die Runde rund um die Welt und diente Beteiligten wie Kritikern als probates Mittel, über einen Gegenstand zu reden, dessen Konturen jedoch kaum mehr zu erkennen waren, dessen intellektuelle Bedeutung jedoch nur von den wenigsten geleugnet werden konnte.“ (S. 393) *Lutz Raphaels* außerordentlich gründliche Untersuchung der verschiedenen Ebenen dessen, was man *Annales*-Sehne oder *Annales*-Historiographie nennt, zielt auf differenzierte Erfassung der historiographischen Praxis ihres Verhältnisses zur soziokulturellen Umwelt und der (letztlich sehr erfolgreichen) Versuche, über die Inszenierung eines Avantgardeanspruches zentrale Positionen im „Historikerfeld“ (Pierre Bourdieu) zu erobern. Man könnte das zugrundeliegende Verfahren als Dekon-

struktion eines Mythos durch Rekonstruktion der Vielfalt ablaufender Vorgänge bezeichnen. Auf diese Weise ist das Buch eine ausführliche Beschreibung dreier Vorgänge:

1. der Institutionalisierungsprozesse (im Centre de Recherches Historiques, in der École des Hautes Études en Sciences Sociales, der Maison des Sciences de l'Homme, um die Kontinuität und Zusammenhalt spendende Zeitschrift, in der Verbindung zu anderen Institutionen der französischen Geschichtswissenschaft wie den Universitäten, dem C.N.R.S., dem Collège de France usw.),
2. der programmatischen Diskussion in Auseinandersetzung mit einer als traditionell eingestuften Praxis von Geschichtsschreibung, und
3. der mehr oder minder geglückten Umsetzung dieser neuen Ziele in den oftmals mehr als tausendseitigen *Thèses* und den kollektiven *Enquêtes*.

Raphael reagiert damit auf ein Defizit, das er für 1970 feststellt, das aber m.E. bis heute auch durch die Übersetzungs- und Rezeptionswelle der achtziger Jahre kaum überwunden ist: „Noch um 1970 war die *Annales*-Richtung für die Mehrzahl ihrer ausländischen Fachkollegen zweifellos eine Gruppe, deren Zeitschrift man kannte, zum Teil las, deren Bücher jedoch nach wie vor nur von einigen Spezialforschern,

Frankreichkennern und besonders Interessierten genauer zur Kenntnis genommen worden sind.“ (S. 454)

Zugleich will das Buch aber, einer Definition von Historiographiegeschichte als Methodenreflexion folgend, auch einen Beitrag zur Diskussion um die heutigen Perspektiven von Geschichtswissenschaft sein. Der Autor sieht die *Annales*-Tradition als eine in vielem der internationalen Debatte vorausgehende Entwicklung im 20. Jh.

Ihr Übergang zur *nouvelle histoire* (von ihr selbst postuliert in der ersten Hälfte der siebziger Jahre) bedeutet in der Sicht *Raphaels* jedoch nicht nur eine inkonsequente und begrifflich unscharfe Erneuerung der französischen Historiographie, in deren Mitte die ehemalige Opposition inzwischen angelangt war. Vielmehr handele es sich nun um die Integration einer ehemals avantgardistischen französischen Schule in ein internationales Phänomen, bei der diese Richtung zwischen Abwehr neuer Herausforderungen durch Selbstbezogenheit und Öffnung zur internationalen Diskussion schwankt.

In bezug auf die wachsende Spezialisierung und Interdisziplinarität meint der Verfasser: „Diese neuen Erfahrungen sind jedoch in Frankreich zeitlich selten früher als in den anderen Ländern gemacht worden. Wichtige Anregungen für diese die alten Fachgrenzen sprengenden

Wege kamen aus dem Ausland, vor allem den Vereinigten Staaten und England. Als typische Phänomene gehören sie jener noch unabgeschlossenen 'neuen Geschichte' an, die als internationales Phänomen analysiert werden muß.“ (S. 458)

Das Verfahren, dessen Ergebnisse der Verfasser auf über 500 Seiten ausbreitet, hat allerdings auch seine Tücken. Das Material, das *Raphael* für seine Beschreibung der Nachkriegsentwicklung der *Annales* (ein erstes Kapitel ist dem Erbe gewidmet, der die Gründerväter hinterließen) heranzuziehen hat, ist gewaltig. Aus der historiographischen Produktion, deren Auffächerung der Verfasser gegen eine allein auf Fernand Braudel fokussierte Wahrnehmung betont, werden vor allem die großen Habilschriften, die kontroversenbündelnden Kolloquien und die statistisch auswertbaren Rubriken der Zeitschrift analysiert. Besonders hervorhebenswert ist die ausführliche Integration der gerade in der deutschen Rezeption oft noch unterschätzten Linie innerhalb der *Annales*, die auf Ernest Labrousse zurückgeht.

Naturgemäß kann der Historiographiehistoriker nicht Spezialist aller von seinen Helden behandelten Gegenstände sein. So blieben bei einem so weit gefaßten Unternehmen wie dem hier zu besprechenden oft nur einige allgemeine Be-

merkungen zur Gliederung, Darstellungsform und zum im jeweiligen Vorwort betonten methodischen Design. Der Erkenntnisfortschritt gegenüber einem je spezifischen empirischen Forschungsstand bleibt dagegen notgedrungen angewündigt. Hieraus jedoch folgt die Betonung jener Aspekte, die die *Annales*-Schule an sich selbst gern hervorhebt – die methodische Innovation, ohne daß immer klar wird, inwieweit diese Innovation zur Lösung spezieller historischer Forschungsprobleme beiträgt.

Diese beschreibende Rekonstruktion unterliegt einem gewissen inneren Zwang zur Vollständigkeit, der sich nur als (manchmal in die Fußnoten verbannte) Erwähnung der verschiedenen Phänomene befolgen läßt. Der Nutzen liegt auf der Hand: Das Buch kann als kundiger und zuverlässiger Hinweisgeber auf die Breite der historiographischen Praxis gelesen werden.

Daneben verfolgt *Raphael* die Errichtung neuer bzw. die Eroberung alter Institutionen durch die *Annales*-Historiker sowie ihre Präsenz im „Historikerfeld“, das er anhand einer eigens erstellten Datenbank der professionalisierten französischen Historiker untersucht. Hier wechselt der Stil des Bandes von einer dichten Beschreibung zum Verfolgen einer theoriegeleiteten Hypothese, wonach sich die Spezifik der *Annales*-Historiographie durch

Eroberung zentraler Positionen im Gefolge der Verwerfung der frühen siebziger Jahre (epistemologische Wende nach 1968; starke quantitative Erweiterung des akademischen Feldes; Verbindung von Wissenschaft und neuer Medienkultur; Internationalisierung, Spezialisierung und Interdisziplinarität) aufgelöst habe und sich gleichzeitig (auch wegen der tradierten Attraktivität im Ausland) in einer internationalen *nouvelle histoire* integriere.

Für die Behandlung dieses Problems bringt der Verfasser zahlreiche Material über die französische Entwicklung und deren internationale Fernwirkungen bei. Eine befriedigende Klärung, ob es hier um den Ersatz einer nationalen Historiographieströmung durch einen internationalen Diskussionszusammenhang geht, würde allerdings m. E. nur eine tatsächlich globale Perspektive bringen.

Beide Teile, die ein je spezifisches Interesse auf hohem Niveau befriedigen, könnte man sich auch als zwei getrennte Bände vorstellen. Ihre Zusammenfassung provoziert eine weitergehende Frage, die *Raphael* allerdings so in seinem Buch nicht behandelt: Ist die Auflösung der *Annales*-Schule ein Zeichen für das Verschwinden nationaler Historiographien mit je spezifischen Denkstilen, Diskurs- und Institutionalisierungsformen, oder

läßt sich vielmehr aus dem Material der vorangehenden Kapitel über die erste und zweite Generation der *Annales*-Schule auf eine gleichfalls dichte Internationalisierung schließen? Und stehen die Reformbemühungen um eine neue Sozial- und Kulturgeschichte (Bernard Lepetit, Roger Chartier u.a.), wie sie in den *Annales* des Jubiläumsjahrganges 1989 und danach ausgedrückt wurde, für eine Erneuerungsfähigkeit des Erörterungszusammenhanges „*Annales*-Historiographie“, nachdem die Aufmerksamkeit für die Inszenierung des Avantgardismus – die in den siebziger und achtziger Jahren als hilflose Reaktion der mächtig Gewordenen auf das *émiettement* der Geschichtsschreibung anwuchs – einer Rückbesinnung auf das Projekt einer *histoire totale*, das die *Annales*-Schule von anderen Projekten unterschied, wieder Platz macht?

Die Partie scheint offen. Die Ressourcen, die eine gewachsene Tradition mobilisieren kann, sind nicht nur ein Gefängnis, sondern können auch als Instrument der Innovation eingesetzt werden.

Matthias Middell

Friedrich Balke, Eric Méchoulan, Benno Wagner (Hrsg.), Zeit des Ereignisses – Ende der Geschichte? Wilhelm Fink Verlag, München 1992, 325 S. (Materialität der Zeichen: Reihe A, Bd. 9)

Die Beiträge des Bandes vermitteln einen Eindruck vom Experimentierfeld Geisteswissenschaften, auf dem nach dem offensichtlich gewordenen Scheitern der auf „Großideologien“ gestützten Gesellschaftsentwürfe nach neuen Erklärungsmustern gesucht wird. Es geht den Autoren nicht um die Thematisierung eines Endes der Geschichte in der Interpretation Francis Fukuyamas, sondern um die Vorstellung von Methoden und Interpretationen, die mit Hilfe der Kategorie *Ereignis* neue Sichten auf die Konstituierung von Geschichte bieten sollen. Dabei bilden die „Perspektiven der Wahrnehmung“ des Ereignisses, die sich unter den Bedingungen der Vermittlung über elektronische Medien verändern (*Peter M. Spangenberg*) und die Thematisierung der Spannungen zwischen den Möglichkeiten medialer Vermittlung und den Ansprüchen des traditionellen intellektuellen Diskurses (*Jean-François Lyotard*) ein zentrales Anliegen des Bandes. *Rainer Leschke* und *Johanne Villeneuve* liefern wichtige Beiträge zu einer Neubestimmung des Begriffes Ereignis aus einer multi-

disziplinären Perspektive. Dies wirft die Frage auf, ob es nicht sinnvoll gewesen wäre, eine begriffsgeschichtliche Analyse an den Anfang des Bandes zu stellen, die eine Reihe zentraler, aber verstreuter Einzelaussagen zu bündeln vermocht hätte. Die nur wenige Zeilen umfassende Zusammenfassung am Ende komprimiert dagegen wesentliche Fragestellungen, die in Gestalt von „Konstitution, Transformation, Reproduktion“ und „Perspektiven der Wahrnehmung“ Alternativen für die gewählte Gliederung in *Ereignismodelle, Fallanalysen, Prognostiken/Experimente* geboten hätten, zumal die Beiträge von Lyotard oder Villeneuve zweifellos größere Erklärungskraft besitzen als einige der unter *Ereignismodelle* eingeordneten Fallstudien.

Der Bd. bringt eine Reihe von Beispielen für die Fruchtbarkeit einer Untersuchung im Grenzgebiet von Literatur- und Kommunikationswissenschaften. Die Verbindung von Theoriegeschichte und Untersuchung kultureller Praktiken in den *Fallanalysen* vermittelt neue Sichten auf das Verhältnis von Staat und Gesellschaft im 20. Jh. im Spiegel der Entwicklung der politischen Theorie (*Friedrich Balke*) oder auf die Wirkungskraft von Schlüsselereignissen der deutschen Nachkriegsgeschichte (*Benno Wagner*). Der Beitrag von *Norbert Bolz* unter-

sucht die zentrale Rolle der Medien in den Kriegen der achtziger Jahre auf der doppelten Ebene der medialen Vermittlung des Kriegsgeschehens, vor allem aber ihrer zentralen Rolle in der Kriegsführung selbst, die den Charakter militärischer Auseinandersetzungen verändert und die Frage nach der Verantwortung des Menschen neu stellt.

Ein Großteil der hier versammelten Beiträge ist im Umfeld eines literatur- und kommunikationswissenschaftlichen Graduiertenkollegs an der Universität-Gesamthochschule Siegen entstanden. Sie spiegeln neben der Suche nach neuen Formen interdisziplinärer wissenschaftlicher Kommunikation die erfolgreiche Entwicklung der Geisteswissenschaften in den letzten Jahrzehnten wider. Die Herausbildung einer Vielzahl neuer Spezialisierungsrichtungen herührt natürlich die Frage der Fächerkonkurrenz zwischen neugegründeten und etablierten Disziplinen, die eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis der aktuellen Debatten liefert. Die Diskussion erinnert in einigen Punkten an den Methodenstreit um 1900, der gerade unter dem Aspekt der Fächerkonkurrenz von Lutz Raphael in brillanter Weise analysiert worden ist,¹ und auf den *Jochen Hoock* in seinem Aufsatz Bezug nimmt. Auf Grund der disziplinären Schwerpunktsetzung der Autoren werden Forschungser-

gebnisse der Geschichtswissenschaften nahezu ausnahmslos über die Theoriediskussion rezipiert und auf der methodologischen Ebene kritisiert. Geschichtliche Fakten scheinen nur über Erzählungen – wobei der Begriff zwar weit gefaßt definiert, aber letztendlich eng verstanden wird – und Bilder faßbar zu sein. Eine Auseinandersetzung mit den empirischen Ergebnissen strukturgeschichtlicher oder politik-ökonomischer Forschung, die Antworten auf systematische Fragestellungen von aktueller Bedeutung zu liefern vermochten, erfolgt nicht. Vor diesem Hintergrund könnte man fast bedauern, daß *Hoock*, der die Debatte: Ereignis- oder Strukturgeschichte in der amerikanischen und französischen Geschichtswissenschaft vorstellt, nicht eine andere Perspektive für seinen Beitrag gewählt hat, die die Spezifika der historischen Disziplin, etwa den historischen Zeitbegriff, stärker hervorhebt. Die Diskussion macht gleichzeitig deutlich, daß sich bisher zu wenige, Feldforschung treibende, Historiker an der Debatte beteiligt haben.² Hier liegt eine der Herausforderungen des Bandes, die durch die ikonoklastische Sicht von *Daniel Milo* auf die „Zunft“ noch verstärkt wird. Milo verbindet seine Bestandsanalyse mit interessanten Vorschlägen für die Neukonstituierung historischen Wissens. Sein Vorschlag einer *relecture* histo-

riographischer „Artefakte“ am Beispiel Braudels macht gleichzeitig die Schwierigkeiten deutlich, zwischen methodischen Anregern und Feldforschern zu vermitteln, die mit den Begriffen Archiv und Zeit sehr unterschiedliche Vorstellungen verbinden.

Neben der angemerkten Fülle provozierender Fragestellungen lenken die Beiträge den Blick über Westeuropa hinaus. Die Herausgeber konnten ein internationales Team von Autoren für ihr Anliegen gewinnen und scheuten die Mühen der Übersetzung nicht, die von *Ulrike Dünkelsbühler, Friedrich Balke und Jürgen Link* besorgt wurde. Die Beiträge regen dazu an, die Sprache des wissenschaftlichen Nachbarn verstehen zu lernen und diesen nicht einfach als Konkurrenten im Kampf um knapper werdende Ressourcen zu sehen. Sie ermutigen denjenigen, der bereit ist, sich auf das Wagnis eines interdisziplinären Wissenschaftsdiskurses einzulassen.

Steffen Sammler

- 1 Vgl. L. Raphael, Historikerkontroversen im Spannungsfeld von Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern. Lamprecht-Streit und französischer Methodenstreit um die Jahrhunderte in vergleichender Perspektive, in: HZ 251 (1990), S. 325-363.
- 2 Ausnahmen bilden L. Niehammer, unter Mitarbeit von D. van Laak. *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbeck b. Hamburg 1989; C. Conrad, M. Kessel

(Hrsg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994.

Stefan Breuer, Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1994, 222 S.

In der vorliegenden, in sich recht geschlossenen Aufsatzsammlung führt *Stefan Breuer*, Politologe in Hamburg, Überlegungen seiner Exegese, Interpretation und Weiterentwicklung Weberschen Denkens weiter, die er vor einiger Zeit unter dem Titel „Max Webers Herrschaftssoziologie“ vorgelegt hatte.¹ Hat er seinerzeit ausgelotet, wie sich die drei von Weber klassisch bezeichneten drei Herrschaftstypen (charismatische, traditionale und rationale Herrschaft) in ihrer wechselseitigen Beziehung und Durchmischung beschreiben ließen, akzentuiert er jetzt zwei Aspekte, die er seinerzeit in dem Exkurs „Disziplin und Charisma“² bereits angedeutet hat: Die Legitimation von Herrschaft von unten und das Fortwirken des Charismas auch unter Bedingungen wachsender Bürokratisierung. Mit dieser Perspektive nähert sich *Breuer* einer punktuell

postmodernen Weber-Deutung, wie sie auch in Volker Heins' Einführung akzentuiert wird.³ In der Einleitung schreibt *Breuer*: „Weber hat Modernisierung nicht einfach als Rationalisierung verstanden, sondern statt dessen eine ständige Wechselwirkung von Rationalität und Charisma angenommen, die noch der Aufbereitung harrt.“⁴

Die Sammlung beginnt mit einer philologisch geprägten Exegese, die das nicht mehr verwirklichte Projekt einer „Staatssoziologie“ zu rekonstruieren versucht, dabei das allmähliche Abrücken Webers von Tönnies' Gemeinschaftskonzept herausarbeitet und Webers Kriterienlisten zur Definition von Staat als auf den modernen Staat bezogen charakterisiert (S. 5-32).

In einem diachronen Abriss „Die Rationalisierung des Staates“ (S. 33-58) akzentuiert *Breuer* mit Webers Kategorien, wie im Okzident in der (Französischen) Revolution das Handeln von (an ihren Kontext gebunden) Beherrschten traditionale politische Verbände in einen rationalen Staat verwandelt hätten: Erst die Französische Revolution habe das Ende des Patrimonialstaates herbeigeführt: der absolutistische Patrimonialstaat habe sich allenfalls „material“, auf seine eigene Zwecksetzung hin rationalisiert und sei nur in einem Sektor, dem Militärwesen, zu einer „formalen“ Rationalisierung gelangt. Erst Französi-

sche Revolution und ihre Nachwirkungen hätten eine nach formal-rationalen Kriterien – statt nach Pfründnerinteressen – strukturierte Verwaltung und Justiz gebracht. Gleichzeitig habe diese Revolution Herrschaft explizit neu und qualitativ andersartig legitimiert: Sie habe die bisherige Praxis charismatischer Herrschaftslegitimation von oben nun antiautoritär umgedeutet – im Namen einer quasi religiös überhöhten Vernunft.

Mit dieser Akzentsetzung hat *Breuer* die Richtung angedeutet, in der er einzelne Erscheinungen von Charisma weberianisch beleuchtet: In dem Kapitel „Das Charisma der Vernunft und die Singularität des rationalen Staates“ (S. 59-83) skizziert er zunächst die spezifisch okzidentalen Versachlichungsschübe, die auf die Rationalisierung von Herrschaft hinzielten; er beschreibt also die Entwicklung vom „magischen Charisma“ über das „religiöse Charisma“ der jüdischen Propheten als erstem Schritt einer Trennung von Ethik und Magie bis hin zum Gegensatz zwischen asketischem Protestantismus und hierokratischer Macht im Frühkapitalismus mit seiner von irrationaler Heilssuche freien religiösen Ethik innerweltlichen Handelns. Auf dieser Grundlage vergleicht er die Revolutionen in den späteren USA und in Frankreich, um die letztere als Juristen-Revolution vor der Folie

traditionalen Amtsharismas und mit ihrer Vernunftüberhöhung als Mimesis königlicher Macht zu profilieren. In diesem historischen Kontext also übernahm die Vernunft selbst charismatische Züge. Gegen Weber gelangt *Breuer* zum Urteil: „Nicht der Personalcharisma der Sekten, wohl aber der Amtsharisma der Kirche und des Staatskirchentums wurde zur Fölie, auf der sich jener Übergang vom religiösen Charisma zum Charisma der Vernunft vollzog, der für den rationalen Staat der Moderne grundlegend geworden ist.“ (S. 62) In diesem Zusammenhang sei noch kurz angemerkt, daß sich *Breuer* – völlig auf seiner Argumentationslinie – in einem Corollarium gegen Schluchters These, die päpstliche Bürokratisierung im Kirchenstaat sei nach Webers Kriterien ein erster Modernisierungsschritt gewesen, absetzt (S. 199).

In den letzten 200 Jahren manifestierte sich das Charismatische in der Nation – in einer Form gesellschaftlich-politischer Organisation, die – anknüpfend an die mittelalterliche Tradition des „corpus mysticum“ – immer stärker als charismatragendes Nakrosubjekt dargestellt wurde; dies geschah im nachrevolutionären Frankreich in einer Mischung aus ursprünglich religiösem, aber politisch umgedeuteten Charisma einerseits und andererseits aus dem Charisma der Ver-

nunft, in Deutschland hingegen aufgrund des hier von der Aufklärung her ungelöst liegengebliebenen Religionsproblems in Verständnis der Nation als eines apolitischen und religiös aufgeladenen Charismaträgers. Auf diese Weise mit Webers Begriffen das Charismatische in den beiden Nationen materialreich vergleichend, kommt *Breuer* in dem Kapitel „Charisma der Nation“ (S. 110-142) philologisch-exegetisch zum Ergebnis, daß Weber kein eigenes Charisma der Nation kannte, das über seinen sonstigen Charismabegriff hinausreichte. In der politischen Soziologie tauche lediglich das Charisma des Krieges auf, das das in der Nation zuvor veralltäglichte Charisma wiederentveralltäglichte; damit knüpft *Breuer* an die These Heins¹ von der Kriegszentrierung der Weberschen Sozialtheorie an.⁵

Weitere Erscheinungsformen des weberianischen Charismas untersucht *Breuer* an den Beispielen „Die Organisation als Held-Sowjetkommunismus und Charisma der Vernunft“ (S. 84-109) und „Charisma des Führers“ (S. 144-175). Im Sowjetkommunismus blieb nach Weber die rationale Herrschaft trotz der Veralltäglichtung des Charismas der Vernunft unvollständig, da eine Sekte mit Virtuosencharisma die Politik monopolisiert und ihrerseits als patrimoniale Bürokratie betrieben habe. Das Thema des Führer-

Charismas wirft angesichts der deutschen Geschichte nach Webers Tod immer wieder die Frage auf, inwieweit Webers Plädoyer für eine plebiszitäre Führerdemokratie (mit entsprechendem Charisma) Affinitäten zum Nationalsozialismus besitze. *Breuer* setzt sich gegen eine entsprechende These Wolfgang Mommsens ab: Diese Führerdemokratie sei im Gegenteil der Versuch, die Brechung bürokratischer Herrschaftsstrukturen (wie es die revolutionären Räte demokraten 1918/19 versuchten) zu verhindern, sondern im Gegenteil dem bürokratischen Apparat eine neue, revolutionäre Legitimation zuzuführen und somit weitere Demokratisierung zu fördern (S. 166-172). Konsequenterweise kommt *Breuer* in seinem Corollarium zu den Wandlungen von Webers Caesarismus-Begriff zum Schluß, der späte Weber habe Caesarismus nicht als demokratisch verstanden (S. 204-207). Der historische Verlauf zeige aber auch, daß Webers Politikverständnis die Risiken der zeitgenössischen Situation nicht mehr habe einfangen können: „Was immer aber die Gründe gewesen sein mögen, das Politikverständnis, das Weber in jenen Jahren entwickelte, war unzureichend und führte zu verfassungspolitischen Weichenstellungen, die am Ende genau das Gegenteil von dem bewirkten, was Weber mit ihnen beabsichtigt hatte. Der plebiszitär ge-

wählte Präsident, der den bürokratischen Anstaltsstaat vor charismatischen Prozessen schützen sollte, entpuppte sich als Biedermann, der die Brandstifter ins Haus lud, die Führerdemokratie mit Maschine als ein auf Schwachstrom eingestellter Apparat, der von den einströmenden Energien zerrissen wurde. Mit den 'diabolischen Mächten', das wenigstens haben die Erfahrungen von Weimar gelehrt, läßt sich keine Politik und erst recht kein Staat machen. In diesem Sinne ist 'Politik als Beruf' ein veralteter Text." (S. 174-175).

Als einen weiteren Aspekt hat *Breuer* im oben referierten Kapitel „Die Rationalisierung des Staates“ die neue Legitimität von unten als großen Impuls der Französischen Revolution akzentuiert. Diesen Gedanken entfaltet er im Kapitel „Vier reine Typen der Demokratie“ (S. 176-187), indem er aus verstreuten Einzeläußerungen Webers zunächst den strukturell herrschaftsfremden, also „illegitimen“ und konsequent aus der Perspektive der Beherrschten gedachten Charakter demokratischer Legitimität herausarbeitet und sich damit gegen Dolf Sternbergers These von einem vierten Legitimationstypen neben den drei klassischen absetzt. Anschließend zeigt er anhand einer Analyse verschiedener Beispiele und besonders der Parteiendemokratie (mit den Kontrastpaaren Struktur/Antistruk-

tur und persönliche/unpersönliche Lösung), daß sich Webers Kategorien auch unter parteiendemokratischen Bedingungen als geeignetes Analyseinstrument erweisen.

Im letzten Kapitel, einem etwas feuilletonistisch gehaltenen „post-weberianischen Ausblick“ (S. 188-196), schildert *Breuer* farbig die neue Osmose von Rationalität und Charisma, die unsere heutige Zeit präge und damit Webers Vorstellung von einem Antagonismus zwischen Bürokratie und Charisma als überholt demaskiere. Unter dem griffigen Label „Bronx ist überall“ zeigt er auf, daß heutige Politik sich mit dem Problem von Desorganisation befassen müsse und damit sich damit jenseits des Vertrauens in Ordnungen bewege, das Weber noch glaubte haben zu können. Damit sei Webers Soziologie trotz ihres hohen analytischen Potentials für heutige Problemlagen antiquiert.

Mit seinem Methodenmix aus philologisch geprägter Exegese, Anwendung reinterpremierter Weberscher Kategorien auf historische Beispiele und Entwicklungen sowie Anloten von deren Grenzen angesichts bestimmter Problemlagen im 20. Jh. kann *Breuer* insgesamt das verbleibende Potential Weberschen Instrumentariums überzeugend ausloten: Dieses Instrumentarium bleibt für komparatistische Historiker immer noch geeignet, neue Perspektiven zu fin-

Buchbesprechungen

den und diese dennoch begrifflich kommunikabel zu machen, es erweist sich aber in dem in unserem Jahrhundert unübersichtlicher werdenden Dschungel von Unordnung und Chaos als stumpf.

Friedemann Scriba

- 1 S. Breuer, Max Webers Herrschaftssoziologie, Frankfurt a.M. 1991.
- 2 Ebenda, S. 215-221.
- 3 V. Heins, Max Weber zur Einführung, Hamburg 1990.
- 4 Bürokratie und Charisma, S. 2.
- 5 V. Heins, Max Weber zur Einführung, S. 21-82.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Roger Chickering, Prof. Dr., Georgetown University, Center for German and European Studies, USA

Wolfgang Fach, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaft

Eckhardt Fuchs, Dr. phil., Freie Universität Berlin, John F. Kennedy-Institut

Katharina Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien

Hans-Martin Moderow, stud. hist., Universität Lyon

Laurent Mucchielli, M.A., Paris, Centre National de la Recherche Scientifique, Chercheur associé au Centre Alexandre Koyré

Steffen Sammler, Dr. phil., Universität Leipzig

Friedemann Scriba, Dr. phil., Stuttgart

Benedikt Stuchtey, Dr. phil., Deutsches Historisches Institut London

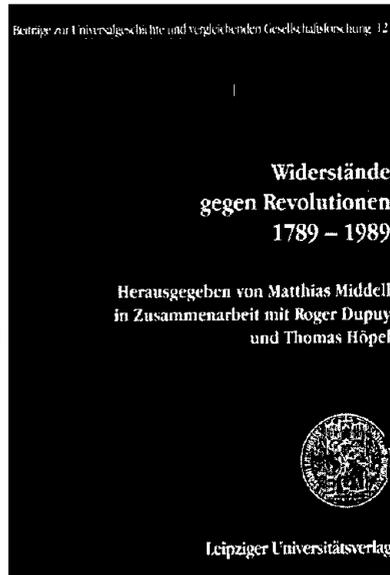
Matthias Waechter, Dr. phil., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Historisches Seminar

Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung,
Band 12

**Widerstände gegen Revolutionen
1789 bis 1989**

Hrsg. Matthias Middell
in Zusammenarbeit mit
Roger Dupuy und Thomas Höpel

1994, 294 Seiten
Geb., DM 58,-
ISBN 3-929031-46-9



Die Revolutionäre von 1789 führten den Begriff der Konterrevolution in die gesellschaftspolitische Sprache ein und bauten darauf ein dichotomisches Verständnis der umwälzenden Veränderungen auf, das eine lange und wirkungsmächtige Tradition entfaltete. Die neuere Historiographie hat sich kritisch von diesem Revolutionsbild abgesetzt, damit zugleich aber die vielfältigen Widerstände gegen Revolutionen erst als Forschungsgegenstand ernstgenommen. Allerdings bleiben die meisten Untersuchungen auf jeweils eine Revolution fixiert. Dagegen versuchen die Beiträge dieses Bandes, die aus einer internationalen Tagung in Leipzig hervorgegangen sind, die unterschiedlichen Erklärungsansätze auf ihre Tauglichkeit für vergleichende Betrachtungen zu überprüfen und empirische Studien zu (Gegen-) Revolutionen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts zueinander ins Verhältnis zu setzen. Ein erster Teil ist der Französischen Revolution, ein zweiter den revolutionären Vorgängen in ihrem zeitlichen Umfeld in Deutschland, Spanien und Belgien sowie den Reaktionen der europäischen Großmächte gewidmet, der dritte Teil wendet sich den Widerständen gegen die Revolutionen von 1830, 1848/49, 1918 und 1989 zu. Damit wird der Revolutionskomparatistik eine lange vernachlässigte Dimension erschlossen.

Bestellungen an Ihre Buchhandlung oder direkt an den

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Augustusplatz 10/11
04109 Leipzig
Tel. + FAX 03 41/2 61 99 64 oder 03 41/69 58 81

Aus dem Inhalt

Editorial

*Eckhardt Fuchs/
Steffen Sammler*

Geschichtswissenschaft neben dem Historismus. Eine interdisziplinäre und internationale Perspektive

Aufsätze

Roger Chickering

Der „Leipziger Positivismus“

Matthias Waechter

„Scientific History“ in den Vereinigten Staaten. Sozialer Evolutionismus als Theoriemodell

Laurent Mucchielli

Völker- und Rassenpsychologie, Region und soziales Milieu. Wissenschaftliche Probleme und disziplinärer Wettbewerb um eine Theorie der Geschichte im Umfeld von Henri Berr und der „Revue de Synthèse“ (1890-1925)

Benedikt Stuchtey

Die irische Historiographie im 19. Jahrhundert und Leckys Geschichtskonzeption

Forum

Etienne François

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive

Hans-Heinrich Nolte

Überforderung und Pathos. Zur politischen Kultur halbperipherer Länder